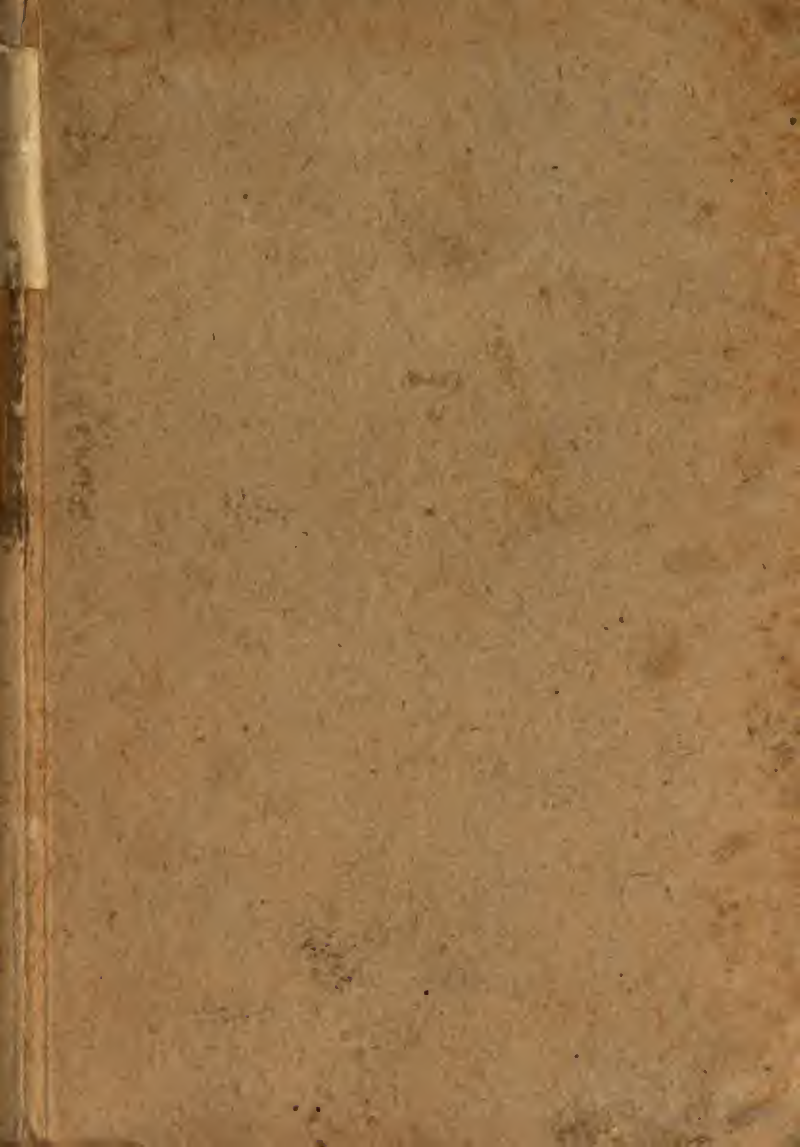


Joh. Ge. Sulzers

weyl. Mitglieds der K. Akademie der Wissensch. zu Berlin;

Beobachtungen und Anmerkungen

auf einer im J. 1775 u. 76 gethanen

Reise

Aus Deutschland nach der Schweiz und Oberitalien

und

Ueber den St. Gotthard zurück nach Deutschland.

Worinn zugleich eine ausführliche Beschreibung der Städte Hieres, Nizza und des Fürstenthums Monaco enthalten ist. Auch Nachrichten von der Universität Turin, und den Schulanstalten in den Piemontesischen Staaten mitgetheilt werden.



Als Fragment aus seinem Tagebuch gezogen.

Bern und Winterthur.

1780.



Inhalt dieser Fragmente.



Vorrede.

Das Geschenk, welches der Herausgeber dieser Fragmente den Lesern des deutschen Museums im vorigen Jahre gemacht hat, da er ihnen Auszüge aus dem Tagebuch eines deutschen Gelehrten lieferte; ist einstimmig als höchst schätzungswürdig anerkannt worden. Das Publikum verehrte es als Produkte, von einem seiner besten Köpfe, und ward ungedultig, daß man seinen Namen verborgen hielt. Damit es sich aber hierüber beruhigen mögte, ward ein Auszug des von dem Verfasser an den Herausgeber geschriebenen Briefes, mitgetheilt, welcher für unsre Leser, die aber jetzt wissen daß Sulzer spricht, auch hier stehen kann:

„Da ich das Tagebuch meiner Reise von 1775 und „1776 wieder gelesen habe, erinnerte ich mich daß Sie „gerne einige Auszüge daraus haben mögten. Diese „Arbeit ist mir zu beschwerlich und lieber schicke ich Ih„nen das Ganze, aber doch nur unter der Bedingung, „es Niemand anderm, wenigstens nicht ganz, in die

„Hände zu geben, und falls Sie etwas für das Mu„seum daraus nehmen wollten, meinen Namen dabey „zu verschweigen. Es herrscht bey einigen unsrer Jour„nalisten eine so unbändige Tadelsucht, daß ich meinen „Namen nicht herumgesudelt sehen mag. Die Sachen „selbst mögen meinetwegen die Kunstrichter herumzerren „wie sie wollen.“

Nicht uns, die wir diese Fragmente in einem Bändchen gesammelt herausgeben, kommt der Dank für die Mittheilung und Bekanntmachung derselben zu, sondern dem patriotischen Manne, der sie für das Publikum aus Sulzers Tagbuch ausgezogen, und dem Museum einrücken lassen. Das kleine Verdienst aber, auch den Nichtlesern dieser periodischen Schrift, diese schönen Reste der Sulzerschen Reise in die Hände gegeben zu haben — bleibt uns. Und wir glauben vielen Freunden unsrer Litteratur ein angenehmes Geschenk damit zu machen. Eine Schrift die Sulzers Namen nicht unwürdig an der Spitze trägt, darf wegen ihres Schicksals nicht lange ungewiß seyn. Unsre Nation ehrt sich dadurch selbst, wenn sie den Verdiensten eines so grossen Mannes Gerechtigkeit wiederfahren läßt und seine Werke — worunter die Theorie der Künste ein bleibendes Denkmal seyn wird — zu schätzen weiß. Ist es uns wichtig, zu wissen was einer unsrer grösten Gelehrten noch in seinen letzten Jahren — bey unun-

bro-

brochener schwacher Gesundheit — in Absicht seiner Geisteskräfte gewesen; — und können Gegenstände — die nicht immer neu, auch oft in tausend Gestalten schon beschrieben sind — noch einen neuen Reiz haben, wenn sie ein Mann den ein Philosophisch - Platonischer Geist immer charakterisirte — unsern Augen vorführt: — Nun so lese man diese Blätter!

Die zusammenhängenden Stücke, die Beschreibung der Städte Hieres, Nizza u. s. w. wo sich der Sel. Sulzer einige Zeit seiner Gesundheit wegen aufgehalten, machen den beträchtlichsten Theil dieses Buches aus; und sie gereichen zur vorzüglichen Empfehlung dieser Sammlung. Man wollte, daß hie und da etwas abgekürzt und zusammengezogen werden könnte. Wir konnten uns aber nicht dazu entschliessen, da ein so schönes Ganze — das durchaus den Stempel des philosophischen Beobachters trägt, nicht zerstückt, sondern so geliefert werden muß, wie es aus seinen ersten Händen gekommen ist. Auch haben die Kenner sich bereits darüber vereiniget, und man schätzet sie allgemein als Muster von Länderbeschreibungen und ächter deutscher Beobachtungskunst.

Die hin und wieder beygefügten Noten, die Schweiz betreffend, dürften vielleicht nicht immer am unrechten Orte stehen; und viele Leser werden mit uns dem Freunde danken, der sie gefälligst mittheilen wollen.

Vorrede.

Sulzer wollte zwar nicht, daß diese Fragmente unter seinem Namen bekannt würden; und die Gründe die er dafür in obigem Briefe anführt, gereichen eben unsrer heutigen Kritik nicht zur Ehre. — Er ward aber dennoch in einem der spätern Stücke des Museums öffentlich als der Verfasser davon genannt. — Und da wir keine Bedenklichkeit weiter vor uns sehen, so gestehen wir auch, daß durch diese Anzeige gereizt, man allgemein wünschte — daß sie gesammelt und besonders herausgegeben werden mögten. (Denn im Mus. waren solche nur in einem ganzen Jahrgang zerstreut zu finden;) Diesen Wunsch äusserte man vorzüglich in einer Gegend, die Sulzer bereißt ist, und wo den Einwohnern die Gegenstände nicht fremd sind, die dieser Reisende nicht selten mit den lebhaftesten Farben schildert. — Wir dachten ein solcher Dienst müsse dem Publikum nicht versagt bleiben, und der Druck dieser Schrift sey dieser Absicht gewenhet!

B — Im September 1779.

* * *

Vermischte Beobachtungen und Anmerkungen auf einer Reise aus Deutschland nach der Schweiz und Ober-Italien.

Aus dem Tagebuch eines deutschen Gelehrten.



1.

Weissenfels ist eine artige kleine Stadt,*) die aber, seitdem kein Hof mehr da ist, an ihrer Nahrung sehr verloren hat. Das Schloß ist ein grosses und feines Gebäude, das aber jezt zerfällt, weil auf die Unterhaltung desselben nicht das geringste verwendet wird. Dies ist der Fall von noch mehr andern schönen Gebäuden, die vor nicht langer Zeit abgefundenen Fürsten von Ne-

 ben-

*) An der Saale, Sächsischen Gebiets.

benlinien der regierenden Häuser zum Aufenthalt dienten. Es scheint mir nicht wohl gethan, daß gegenwärtig fast durchgehends in ganz Europa die nächsten Anverwandten der regierenden grossen Herren sich an dem Hof des regierenden Fürsten aufhalten müssen. Dadurch werden zwar die Hauptstädte prächtig und ihre Bürger reich; aber die Provinzstädte leiden darunter. Würden die abgefundenen Prinzen in die Provinzstädte gesezt, zumal in solche, wo schon anständige Paläste zu ihrem Hofstaat gebaut sind, so würde ihr Aufenthalt daselbst den Städten mehr Nahrung geben, der herumliegende Adel genösse mehr Annehmlichkeit, unter den gemeinen Bürger käme mehr Kultur und alle Künste würden dadurch im Lande mehr ausgebreitet.

Es fällt überhaupt in einigen Provinzen von Deutschland sehr auf, daß man so viel halb verfallene und fast ganz verarmte kleine Städte antrift, von deren ehemaligem Wohlstand doch noch Spuren sichtbar sind. Dieses kommt von mehr als einer Ursache her; die vornehmste aber ist die Vergrösserung der Hauptstädte und das Zusammendrängen der unternehmendsten Einwohner

an

an dem Ort, wo der Hof seine Residenz aufgeschlagen hat. Die Sache wäre einer nähern Beleuchtung wohl werth.

2.

Die zur Schulpforte gehörigen Gebäude sind, nebst verschiedenen dabey liegenden Gärten, Wiesen und Aeckern, mit einer Mauer umgeben. Ausserhalb der Mauer ist das Land sehr reizend und hat schöne Spaziergänge. Kan man also hier der Jugend einen Geschmack an den ländlichen Szenen der Natur beybringen, so kan es ihr in den guten Jahrszeiten an Zeitvertreib in den Stunden der Erholung nicht fehlen. Angenehm war mir, als ich diesen Ort vorbeyfuhr, die Vorstellung, daß Klopstock seine ersten Jünglingsjahre hier zugebracht, und auf diesen Spaziergängen seine Fantasie und Empfindung allmählig zu dem hohen poetischen Schwung gestimmt hat, den wir in der Messiade bewundern.

Es war mir auf diesem Weg doch auffallend, daß, des fürtreflichen Bodens ungeachtet, die Erndte, wie ich aus dem, theils noch stehenden, theils abgemähten und noch auf den Feldern liegenden Korn urtheilen konnte, nur mittelmä-

ßig war. Ich habe im Brandenburgischen auf mittelmäßigem Boden eben so reiche Erndten gesehen, als hier, wo der Boden in der That vorzüglich gut ist. Hieraus konnte ich schliessen, daß der Feldbau hier nicht mit der erforderlichen Sorgfalt und Einsicht getrieben wird. Eine besondre Probe hievon sah ich ganz deutlich auf vielen Brachäckern, die eben zur künftigen Herbstaussaat gedüngt worden waren. Der Dünger bestund mehr aus blos trockenem Stroh, als aus wirklichem Mist. Wie das Düngen ohne Ueberlegung geschieht, so mag es im Pflügen vielleicht eben so gehen. Ich glaube überhaupt auf meinen verschiedenen Reisen bemerkt zu haben, daß der Landmann in den nördlichen Gegenden von Deutschland den Ackerbau mit weniger Fleiß, minderer Ueberlegung und geringerem Nachdenken treibt, als in Oberdeutschland geschieht.

3.

Von Erfurt aus ist der Weg anfänglich rauh, geht durch hohle Strassen und über Berge. Ist man aber einmal darüber hinaus, so wird er eben und bey trockenem Wetter sehr gut. Weil aber die Strassen durch viel fettes und leimiges

Land

Land gehen, und hier noch keine ordentlich gedämmte Wege, oder Chaussees, sind, so müssen bey nassem Wetter, besonders im Frühling und Herbst, die Wege höchst beschwerlich seyn. Man sieht dieses auch deutlich an den hie und da aus den nassen Jahrszeiten übrig gebliebenen tiefen Geleisen. Denn diese Strasse müssen die Fuhrleute nehmen, die aus Sachsen und Brandenburg Güter nach Frankfurt, oder von da nach diesen Ländern führen. Es ist kaum glaublich, was für Mühe und Beschwerlichkeiten diese bey lang anhaltender Nässe auf solchen Strassen ausstehen. Dies vertheuert natürlicher Weise die Frachten gar sehr, so daß es eine wahre Barbarey ist, dergleichen wichtige Landstrassen in so elendem Zustande zu lassen. Es scheinet, daß unter den guten menschlichen Anstalten nichts langsamer zur Vollkommenheit komme, als die allgemeine Landespolizey.

Man sieht auf dieser Reise von weitem ein Paar zerstörte Bergschlösser, die ehedem den Grafen von Gleichen gehört haben; und ich erfuhr bey dieser Gelegenheit, daß hier das Andenken des berühmten Grafen von Gleichen, der eine

Sarazenische Gemahlin von seinem Zuge nach Palestina zurück gebracht haben soll, sich durch Ueberlieferung unter dem gemeinen Volk erhalten hat; denn mein Fuhrmann sagte mir, als er mir diese Schlösser wies: sie haben einem Grafen gehört, der mit zwey Frauen zugleich verheyrathet gewesen sey.

4.

Die Strasse geht dicht neben dem Thor von Fulda vorbey, in dessen Nähe der bischöfliche Palast ist, der auch von ferne Pracht und grosse Annehmlichkeit zeigt. Ich glaube auf meinen Reisen bemerkt zu haben, daß die Residenzen reicher geistlichen Fürsten durchaus, wo nicht mehr Pracht, doch mehr Anmut, und, wenn ich mich so ausdrücken kan, ein frischeres, ergözenderes und festlicheres Ansehen haben, als die Paläste der grossen weltlichen Fürsten. Wäre die Beobachtung wirklich wahr, so könte sie aus der Verschiedenheit des Karakters der geistlichen und weltlichen Fürsten und ihrer Regierungen leicht erklärt werden. Ein grosser weltlicher Fürst hat freylich ganz andre Sorgen, Geschäfte und Gelegenheiten seine Einkünfte anzuwenden, als daß das Bauen

sein

sein Hauptgeschäfte ausmachen und eine seiner vornehmsten Ausgaben seyn könte.

5.

In der Gegend um Hanau sind viele schöne Maulbeerbäume, wie es scheint, erst seit wenigen Jahren gepflanzt, aber so gut und schön gewachsen, als man sie irgendwo sehen kan. Es ist kein Zweifel, daß nicht in wenig Jahren der Seidenbau hier werde beträchtlich werden. Ueberhaupt sieht man im Hanauischen viel, das von der Thätigkeit und dem Fleis der Einwohner einen vortheilhaften Begrif gibt. Der Grund liegt ohne Zweifel darin, daß die Einwohner der Stadt Hanau ein Gemisch von dahin geflüchteten Wallonen, Franzosen, Juden und andern fleißigen und unternehmenden Menschen sind, denen die Landesherren viel Freyheiten ertheilt haben. Hier ist auch die Hauptniederlage des ansehnlichen Holzhandels, der auf dem Mayn getrieben wird.

6.

Ich fand nöthig mich ein Paar Tage in Frankfurt auszuruhen; da ich aber noch nicht stark genug war herumzugehen und fürnemlich kei-

ne Treppen steigen konnte; so kam ich nicht aus dem Hause, ausser daß ich einmal um die Stadt herum spazieren fuhr. Die Lage dieser ansehnlichen und schönen Stadt ist äusserst angenehm, und die vielen schönen Gärten und Landhäuser, womit sie ganz umgeben ist, vermehren die Annehmlichkeiten des Orts und zeugen zugleich von seinem Wohlstand. In der That ist sie in dem südlichen Theile Deutschlands die einzige Reichsstadt, an welcher man keinen Verfall gewahr wird. **Nürnberg** ist stark gefallen, und an **Augsburg** entdeckt man auch sichtbare Spuren der Abnahme; **Ulm** fängt an ein unbedeutender Ort zu seyn und die kleinern Reichsstädte in Franken und Schwaben sind nichts mehr.

Ich hatte doch in Frankfurt das Vergnügen, des bereits in jungen Jahren durch verschiedene Schriften in Deutschland berühmt gewordenen D. **Göthens** Besuch zu geniessen. Dieser junge Gelehrte ist ein wahres Originalgenie von ungebundener Freyheit im Denken, sowol über politische als gelehrte Angelegenheiten. Er besizt bey wirklich scharfer Beurtheilungskraft eine sehr feurige Einbildungskraft und sehr lebhafte Empfindsam-

samkeit. Aber seine Urtheile über Menschen, Sitten, Politik und Geschmack sind noch nicht durch hinlängliche Erfahrung unterstüzt. Im Umgange fand ich ihn angenehm und liebenswürdig.

7.

Der Weg durch das Darmstädtische ist etwas arm an Gegenständen, der Boden meist sandig und von geringer Fruchtbarkeit. So bald man aber in das Maynzische kömmt, wird das Land immer besser und schien mir ausserordentlich stark bevölkert zu seyn. Wenigstens wimmelte alles von Menschen in den schönen und grossen Dörfern und Flecken, durch die ich gekommen bin. Ich besinne mich nicht, ausser der Schweiz irgendwo so starke Bevölkerung gesehen zu haben, als in dieser Gegend.

8.

Die Gegend der Bergstrasse ist, so viel ich weis, die gelindeste in ganz Deutschland; vielleicht deswegen, weil die Reihe von Bergen, an der sie hinläuft, die kalten Ost- und Nordostwinde abhält. Man sieht deswegen den Kastanienbaum, der an andern Orten Deutschlands nur als eine Selten-

heit gepflanzt wird, unter den gewöhnlichen Fruchtbäumen. Daß keine Maulbeerbäume zum Seidenbau gezogen werden, befremdete mich. Ausserdem scheint es mir, daß das Land die grosse Menge Wallnußbäume besser nuzen könnte, wenn man sich die Mühe gäbe, feines Oel zum Gebrauch der Tafel, anstatt des schlechten Oeles zu pressen. Wenn das Wallnußöl mit Sorgfalt gepreßt wird, so kan es das feinste Oel aus der Provence ersezen. Ich hab etliche Tage lang den Salat täglich mit feinem Nußöl angemacht gegessen, und habe gefunden, daß es jenem gar nichts nachgibt, und doch war dieses Oel bereits zwey volle Jahre alt. Die Nüsse geben allemal so feines Oel, wenn sie gut, an einem schattigen, trockenen, aber zugleich luftigen Ort getrocknet, hernach beym Aufknacken die, welche schon etwas angegangen seyn möchten, auf die Seite gethan, und die Guten kalt gepreßt werden. Denn so wie man in der Provence von denselben Oliven gutes und schlechtes Oel gewinnt, nachdem man damit umgeht, so verhält es sich auch mit den Wallnüssen. Legte man es ernstlich darauf an, so könnte Deutschland überhaupt das feine Oliven-

öl

öl missen, ohne am Wohlleben etwas zu verlieren, wenn man sich beflieſſe mehr Wallnusbäume zu pflanzen und nur feines Oel daraus zu verfertigen. Diese Art würde noch über die Olivenkultur den beträchtlichen Vortheil haben, daß man wegen des Pressens an keine Zeit gebunden wäre, weil die getrockneten Nüsse sich aufbehalten lassen, da man die Oliven, bald nachdem sie eingesammelt worden, pressen muß.

9.

Als ich nach Bruchsal kam, ward ich bey der Einfahrt in die Vorstadt, die eigentlich die Residenz des Bischofs ausmacht, von der Reinlichkeit, Schönheit und da herrschenden Ordnung recht lebhaft gerührt. Schon das Thor, dadurch man in diese Vorstadt kömmt, ist von edler Bauart, und kündigt einen Ort an, wo der gute Geschmack der Baukunst herscht. Beym Eintritt in diese Vorstadt kommt man auf einen ziemlich grossen Plaz, der mit vielen zum bischöflichen Palast, dessen Vorhof rechter Hand dieses Plazes liegt, gehörigen, sehr artigen Gebäuden umgeben ist. Von diesem Plaz aus geht eine breite gerade Strasse gegen das Thor der

Stadt.

Stadt. Es herscht in dieser Vorstadt eine solche Reinlichkeit, Nettigkeit und Zierlichkeit in allen, auch den geringsten Nebengebäuden, daß man beynah eher eine Operndekorazion, als einen wirklichen Plaz in einer Stadt zu sehen glaubt. Ich habe viel grössere und prächtigere Pläze gesehen, aber keinen so anmuthigen, als diesen. In der Stadt selbst, sah ich viel neue, theils fertige, theils angefangene kleine Bürgerhäuser, alle massiv und nach der besten Art gebaut.

Es macht mich allemal sehr vergnügt, wenn ich Werke menschlicher Hände sehe, die von gutem Nachdenken, Geschmack und Fleis zeugen, und wenn es auch nur ein besonders wohl gepflügter Acker, oder ein mit Ueberlegung bepflanzter Baumgarten wäre. Hingegen macht mich nichts schneller und gewisser traurig, als wenn ich in einen schmuzigen, finstern, übelgebauten und schlecht im Bau unterhaltenen Ort komme, dergleichen man in dem nördlichen Deutschland, besonders in Westphalen, so viele sieht. Es beunruhiget mich sehr, wenn ich mir dabey vorstelle, wie elend es in den Köpfen und Herzen

der Menschen aussehen müsse, die so elend woh-nen, ohne gewahr zu werden, daß ihnen in ei-nem so wesentlichen Bedürfnisse etwas fehle. Sol-che Menschen sind nothwendig dumm und unem-pfindlich, es sey, daß Armut und Dürftigkeit, oder brutale Tiranney, oder irgend eine andre Pest der Seelen sie dahin gebracht habe.

Nichts ist natürlicher, als daß der einiger-massen ruhige und dabey denkende und empfin-dende Mensch etwas zur Verschönerung der Din-ge thue, die ihn täglich umgeben. Selbst wilde Völker, lieben den Schmuck an ihrer Kleidung. Die Wohnungen aber sind gewis ein eben so wichtiger Theil unsrer Bedürfnisse, als die Klei-der. Wer darin Unordnung, Verfall und Un-reinlichkeit nicht bemerkt, der muß beynah eine viehische Seele haben.

Weniger traurig, aber ärgerlich ist es mir, wenn ich an Häusern oder Geräthschaften Ar-beiten von verkehrtem Geschmack sehe; Zierra-then, für welche sich gar kein Grund erdenken läßt, oder solche, die gerade der Natur der Sa-chen entgegengesezt sind, die das Gerade krum

und

und das Starke schwach machen. Dieses zeugt gerade zu von Narrheit und Wahnwiz.

Ueberhaupt kan man von dem Geschmack, der an einem Ort in Gebäuden herscht, viel von dem Karakter des Volks erkennen, so wie man ein gelehrtes, oder lesendes Volk aus dem Geschmack der Werke, die es vorzüglich liebt, beurtheilen kan. Viel Gelehrte selbst, die sich mit höhern Wissenschaften, oder blos mit historischen Kentnissen abgeben, sehen die Werke des Geschmacks mit einem halb oder ganz verächtlichen Blick an. Aber sie beweisen dadurch, daß sie den Menschen nur schlecht kennen, da sie nicht wissen, wie genau der gute Geschmack mit der Urtheilskraft und den sittlichen Empfindungen zusammenhängt.

10.

Auf der Strasse nach Durlach sah ich zum erstenmal ein mit einer Art Bohnen (lupinus) angesäetes Feld, die blos zum Düngen des Ackers dahin gesäet werden, denn, wenn die Bohnen abgeblüht haben, welches zu Anfang des Septembers geschieht, so werden sie auf dem Feld, wo sie stehen, untergepflügt. Dieses ist eine uralte

Art

Art die Felder zu düngen, deren Plinius (Hist. Nat. XVII, 7.) schon erwähnt. Ich habe nachher in der Dauphine dieses Düngen überall angetroffen. So gut kan es freylich nicht seyn, als wenn der Acker mit gutem Mist überfahren würde, aber es verkürzt die Arbeit gar sehr, da ein Scheffel solcher Bohnen, der zur Besämung eines Morgens hinlänglich ist, mit ungleich weniger Mühe ausgesäet wird, als etliche Fuhren Dünger erforderten.

11.

Auf dem Wege nach Freyburg schien mir das Land durchgehends sehr angenehm, fruchtbar und wohlbevölkert, die Einwohner arbeitsam und verständig. Das Land ist überaus gut angebaut, auch fand ich es hie und da mit Wald besezt. Besonders aber trift man auf diesem Wege fürtrefliche Wiesen an, mit sehr guten Anstalten zum Wässern. Diese sind, wo ich nicht anderswo welche übersehen, die ersten guten Wiesen, die ich auf diesem Wege angetroffen habe.

Ich wüste keinen Grund anzugeben, warum in den nördlichen Theilen von Deutschland die Kultur der Wiesen so sehr vernachlässiget

wird.

wird. Ich habe doch genug Gegenden dort gesehen, die leicht zum ordentlichen Wässern eingerichtet werden könten. Das meiste Heu, welches im Brandenburgischen eingesammelt wird, selbst das, was man dort für sehr gut hält, würde in Schwaben und in der Schweiz blos zum unterstreuen gebraucht werden. Ueberhaupt glaube ich beobachtet zu haben, daß das Landvolk arbeitsamer und verständiger wird, je weiter man gegen die südliche Gränze von Deutschland hinkömt. Die meisten Dörfer in Schwaben sind, gegen die Sächsischen und Brandenburgischen gehalten, Städte, und die Bauernhäuser beynahe Paläste in Vergleichung der elenden Hütten in Niederdeutschland. Der Ackerbau wird in Schwaben besser getrieben, das Landvolk scheinet durchaus verständiger, arbeitsamer, gerader und ehrlicher, und ist auch besser gekleidet als dort.

12.

Das Land zwischen **Freyburg** und **Basel** ist bergig, und zeigt dem Auge des Reisenden, sowol in den Thälern als auf den Höhen, mannigfaltige Aussichten. Hie und da sieht es schon etwas wild aus, doch ist der Boden gut. Etwa

wa zwey Stunden, ehe man nach Basel kömt, geht der Weg über einen mässigen Berg mit einem breiten Rücken. Von dieser Höhe hat man eine höchstreizende Aussicht auf die Stadt Basel, das herumliegende ebene Land, durch welches der Rhein in manchen Krümmungen fliest, und auf die diesen Kanton und das Elsaß von der übrigen Schweiz ausschliessenden höheren Berge. Die Stadt mit der Menge von Landhäusern umher, verschiedene Dörfer, der Rhein und ein allgemeiner Wald von Obstbäumen und Weinbergen, aus deren Grün die Dörfer und Lusthäuser hervorstechen, macht diese zu einer der schönsten Aussichten, die mir vorgekommen ist. Der Haupteindruck, den sie macht, ist die Vorstellung von unbeschreiblicher Mannigfaltigkeit und von Reichthum der Natur. In der That ist dieses auch eine überaus fruchtbare Landschaft und daher stark bewohnt.

13.

Der Weg von Basel aus geht erst eine Zeitlang durch ein ebenes und fürtrefliches Land; hernach kömt man an die Berge, die hier die natürliche Grenze zwischen Deutschland und Hel-

bezien ausmachen. Oben auf diesem Gebirg liegt das Dorf Langenbrück. Die Strasse dahin ist gegenwärtig durchaus gut und so bequem, als es in Bergen nur möglich zu machen war. Noch nicht vor langer Zeit waren die Landstrassen durch die Schweiz fast überall enge und sehr holperig, so daß man nicht wol anders, als zu Pferde und in Litieres fortkommen konnte; jezt sind sie schön und so bequem, als in irgend einem Lande, da fast durchgehends sehr gute Chausseen gemacht sind. Der Stand Bern fing vor ungefähr 20. Jahren an, den andern Ständen mit dem guten Beyspiel dazu vorzugehen, und seit einigen Jahren sind diese nachgefolgt, so daß man jezt mit viel Bequemlichkeit durch das ganze Land reisen kan, und um so viel angenehmer, da man überall, auch in Dörfern reinliche Gasthöfe antrift, wo man recht gut bedient wird.

14.

So bald man von dieser Seite zum Thor von Solothurn hereinkömt, wird man durch die prächtige neue Hauptkirche in nicht geringe Verwunderung gesezt, in einer so kleinen Stadt ein

so

so herrliches Gebäude anzutreffen. Das Ansehen dieser Kirche wird dadurch vermehrt, daß sie frey auf einer hohen Terrasse steht, auf welche eine breite prächtige Treppe führet, an deren beyden Seiten schöne springende Brunnen angebracht sind. Man versicherte mich, daß der Bau dieser Kirche der Stadt, ausser den daran geschehenen Ehrenarbeiten 600,000 Pfund, oder ungefehr eine Million französische Livres gekostet habe.

15.

Ganz nahe bey Bern fährt man einen Berg herunter, um an das disseitige Thor an der Aare zu kommen. Ehedem war dieser Weg steil und höchst beschwerlich; jezt ist er mit königlichem Aufwand so bequem gemacht, als ob man auf der Ebene führe. *) Es ist überhaupt das Genie der Regierung in Bern, daß alles, was sie zu

*) Dieser schönen Strasse gegenüber wird nun (im Jahr 1779.) noch eine andere gemacht, die denen, welche nach den Gletschern und Alpen reisen, zu grosser Bequemlichkeit dient und die Stadt von ihrer schönsten Seite her in einer sehr angenehmen Aussicht zeiget.

allgemeinem Nuzen des Landes, an Gebäuden und andern Unternehmungen, veranstaltet, das Gepräg einer edlen Grösse ohne Pralerey hat.

16.

Das gleich den Tag nach meiner Ankunft zu Bern eingefallene kalte Regenwetter that eine so üble Wirkung auf mich, daß ich mich zu Bett legen, und die ganze Zeit meines Aufenthalts mich im Zimmer aufhalten muste. Auch waren meine meisten Bekanten abwesend; doch hatte ich das Vergnügen, meinen geliebten Freund, den Herrn Leibarzt Zimmermann aus Hannover da anzutreffen, und weil der alte Herr von Haller *) nah an dem Gasthof, in dem ich abgetret-

*) Jederman weis, daß der grosse Mann nun gestorben und von allen redlichen und wohlgesinnten beweinet wird. Er starb als ein wahrer Christ, der die Gnade allein durch Jesum suchte und mit größter Demuth die Nichtigkeit seiner Kräfte bekannte. Nicht Zweifel gegen die Religion, die er als seinen einigen Trost ansahe — sondern das lebendige Gefühl von der Unwürdigkeit des Sünders und der unendlichen Heiligkeit des grossen Weltrichters gebar ihm oft traurige Stunden, die er mit beweglichem Seufzen und Wehklagen zubrachte. — Seine sehr zahlreiche und fürtrefliche Bibliothek liegt nun zu Mayland.

W.

tretten war, wohnet, so konnte ich doch mich so weit ermuntern, ihn, der eben auch bettlägrig war, zu besuchen. Ich traf ihn zwar im Bett, aber bey völliger Munterkeit des Geistes an. Ganz Europa kent und verehrt das herrliche Genie, die erstaunlich ausgebreiteten Kentnisse und die bewundernswürdige Arbeitsamkeit dieses in der That grossen Mannes: wer aber Gelegenheit hat, mit ihm über verschiedene Dinge zu sprechen, erstaunt über seine Kentnisse jeder Art, auch in Dingen, die eigentlich nicht zu seinen Studien gehören, und über die ungemeine Leichtigkeit, mit der er von jedem Gegenstand spricht. Er ist gleichsam ein lebendiges Lexikon der allgemeinen menschlichen Kentnisse. Es war mir überaus erfreulich diesen fürtreflichen Mann noch einmal zu sehen.

17.

Die Gegend um Bern herum ist von Natur wild, mit mannigfaltiger Abwechselung von Bergen, Thälern, Wäldern, Aeckern und Triften. Ehe das Land angebaut worden, mag es eine fürchterliche Wildnis gewesen seyn; aber durch den Fleis der Menschen und die Veran-

staltungen einer weisen Regierung ist diese Wildnis in ein höchst angenehmes, dem Aug eine grosse Mannigfaltigkeit ergözender Gegenstände darstellen. des Land verwandelt worden. Ausser den nahen Aussichten über ein reiches, wohlangebautes und mannigfaltig abwechselndes Gelände hat man von Bern aus den Anblick der höchsten Alpen, die sowol durch ihre nackten, sich weit über die Wolken erhebenden kahlen Felsen, als durch andre mit ewigem Schnee, den man ganz in der Nähe glaubt, bedekte Höhen eine ganz wunderbare Ansicht geben, die gewis niemand ohne eine Art von Entzückung sehen kan.

Des beständigen Herauf- und Herunterfahrens ungeachtet ist der Weg von Bern nach Murten, oder Morat, höchst angenehm. Man siehet alle Arten von Schönheiten der Natur in beständig veränderten Szenen, bald von der Höhe herunter, über benachbarte Hügel, Thäler, kleine Ebenen, Dörfer und einzelne Häuser, in nah an der Strasse liegende Wälder, wo alles von gesundem Wachsthum gleichsam strozet, und wo die wilde Natur sich in der höchsten Fruchtbarkeit zeiget. Dazu komt, daß die Menschen, ihre Wohnungen, ihr Vieh, durch ihre Schön-

heit,

heit, Reinlichkeit und Munterkeit noch mehr zum Vergnügen reizen. Diese erquickenden Gegenstände erblickt man auf einer sehr schönen uud bequemen Landstrasse in immer abwechselnden Gestalten.

Die Bauerhäuser dieser Gegend sind in ihrer Bauart und ganzen Einrichtung von denen in Deutschland ganz unterschieden. Es fiel mir, so oft ich in einer andern Provinz andre Landanstalten und eine andre Bauart der Häuser des Landvolks sah, allemal ein Gedanken ein, der mich immer eine Zeitlang interessirte. Jede Provinz und bald jeder kleine Distrikt durch Europa hat im Karakter, in der Lebensart, der Bildung, der Kleidung *) und dem ganzen Ansehen des Landvolks, in der Bauart der Bauerhäuser, in der Anlage ganzer Dörfer, in der täglichen Haus-

 und

*) Aberli hat mit seiner bekannten Geschicklichkeit verschiedene Kleidertrachten des Kantons Bern in angenehmen und sehr guten Zeichnungen vorgestellt. Wolffs angefangene Sammlung von Schweizer-Trachten ist zwar getreu, aber oft nicht von guter Zeichnung. Freudenbergers Bauer-Familien-Stücke sind fürtreflich und sehr artig.

W.

und Feldarbeit, in dem Ackergeschirr u. a. etwas eigenes und karakteristisches. Es macht einem aufmerksamen Reisenden nicht geringes Vergnügen diese Verschiedenheiten zu beobachten und gegen einander zu halten. Wenn nun ein geschickter Landschaftmaler verschiedene Länder durchreisete, und in jedem Distrikt ein Dorf mit der umliegenden Gegend zeichnete; wenn er dabey nah an dem Vorgrund ein Haus so ausführte, daß man das Besondere seiner Anlage und Einrichtung sehen könnte; wenn er endlich mit dem wahren Ausdruck der Natur, so wie Chodowiecki, eine Familie vor dem Haus in verschiedenen ländlichen Verrichtungen zeichnete, so würde jede Zeichnung die Landesart, und fast alles, was das Landvolk daselbst karakteristisches hat, getreulich darstellen. Eine Samlung dergleichen Landschaften würde höchst angenehm und in mehr als einer Absicht sehr interessant seyn. Dieses würde freylich grossen Aufwand und eine beträchtliche Zeit erfordern; doch vermuthlich von beyden nicht mehr als auf die Merianische Topographie verwendet worden. Merian hat die Städte gezeichnet, und hier müßten Dörfer gezeichnet,

zeichnet werden. Ein solches Werk vollkommen nach der Natur gezeichnet und gut radirt würde mir mehr Vergnügen machen, als manche grosse Bildergallerie.

18.

Avanches ist das alte Aventicum, welches eine berühmte römische Kolonie und die Hauptstadt dieses Landes war. Von seiner ehmaligen Grösse zeiget der Ort nur noch wenige Spuren, da der gröste Theil der alten Stadt jezt mit dem Pflug bearbeitet wird. Des Abends kam ich nach Payerne, einer artigen, kleinen auch sehr alten Stadt des Burgundischen Königreichs. Es war hier vormals ein sehr berühmtes Benediktinerkloster, welches die Königin Bertha im 10ten Jahrhundert gestiftet hat. Diese Königin, ihr Gemahl König Rudolf und verschiedene Prinzen des alten Burgundischen Hauses sind hier begraben.

Man kömt gröstentheils durch ein schmales und sehr angenehmes Thal nach Moudon, einer artigen und volkreichen kleinen Stadt am Ende des Thales. Die nicht sehr hohen Berge, die dieses Thal einschliessen, sind meistens un-

bebaut und folglich ganz unfruchtbar. Die Höhen scheinen überhaupt in dieser Gegend rauh. Viele kleine Berge sind zu steil um angebaut zu werden; indes ist gewis, daß sie, wo es nicht an Einwohnern und Fleis fehlte, gar leicht in Terrassen abgetheilt und bebaut werden könten. Aber es ist auf diesem Weg von Payerne bis Lausanne ziemlich sichtbar, daß das Land weder so gut bevölkert, noch das Volk so arbeitsam ist, als in dem deutschen Theil des Kantons Bern. Das Landvolk sieht hier etwas armselig aus, und man entdeckt ohne Mühe, daß es bey weitem nicht so fleissig und ordentlich ist, als seine deutschen Nachbarn. Vielleicht trägt auch der Hang des jungen Landvolks ausser Landes sein Glück zu suchen gar viel zur Vernachlässigung des Landbaues bey. Die jungen Bauern lieben fremde Kriegsdienste: andre von beyden Geschlechtern vermiethen sich in den grössern Städten, wo man gern welsche Bediente hat. Gar viele gehen nach England um ihr Glück zu suchen, und man findet sie fast in allen vornehmen Häusern in London, wo sie den einheimischen Bedienten, wegen ihres beugsameren

Karak-

Karakters und ihrer Sprache, weit vorgezogen werden. *)

Auch ist überhaupt in diesem Lande das Geblüt bey weitem nicht so schön und so gesund, als in dem deutschen Theil des Kantons, wo man unter dem Landvolk die schönsten Manns- und Weibspersonen antrift. Ich zweifle, daß irgend eine Stadt in Europa sey, wo man so viel schöne und dabey einen weit über ihren Stand und ihre Geburt erhabenen Anstand besizende Dienstmädchen siehet, als in Bern. Ein Frem-

*) Nicht nur das Landvolk, sondern auch die besser erzogene Jugend der Städten des Pays de Vaud verläßt in grosser Menge ihr Vatterland, um in der Fremde ihr Glück zu suchen. Viele setzen sich dann in auswärtigen Gegenden und vergessen ihren Mütterlichen Boden; einige wenige bereichern sich durch reiche Ehen und kommen wieder zurück. Ueberhaupt aber findet man in den meisten Städten dieses Landes, wol viele Mädchen, aber wenig Freyer, daher auch die Bevölkerung in nicht gar blühendem Zustande ist. Die Bewohner des französischen Berngebiets sind etwas leichtsinnig und aufgeweckt, doch beugsam, wissen sich angenehm zu machen und haben gemeiniglich viel Industrie, womit sie stets durchkommen. Die deutschen Berner sind dagegen etwas kälter, solider und schüchtern, wagen weniger auf ungewisses Glück hin und bleiben deswegen mehr bey Hause.

W.

Fremder mögte in Versuchung gerathen, sie für verkleidete Damen vom Stande zu halten.

Von **Moudon** geht der übrige Theil des Weges bis **Lausanne** über einen Berg, der ein Nebenast des **Jura** ist. *) Die Strasse über denselben ist gut, und so bequem, als es irgend die Beschaffenheit des Berges zugelassen hat. Im Herunterfahren, wenn man sich der Stadt **Lausanne**, die an der südwestlichen Seite dieses Berges liegt, nähert, hat man eine Aussicht von unbeschreiblicher Mannigfaltigkeit und Schönheit. Man übersieht den grossen Genfersee fast ganz und dabey einen ansehnlichen Theil seines disseitigen reichen und mit viel Städten und Dörfern besezten Ufers. Jenseit des Sees fällt der schönste Theil des Herzogthums **Chablais**, mit verschiedenen Städten, Dörfern, abwechselnden Hügeln

*) Schwerlich wird man diesen Berg einen Nebenast des Jurasus nennen können, indem er von demselben durch ein grosses Thal, in welchem Orbe und Iverdon liegen, getrennt wird. Die Gleichheit des Namens dieser zween Berge hat schon verschiedene zu diesem Irrthum verführt. Der bey Lausanne gelegene wird mit seinen Angehörden le petit Jura oder Jorat genannt.
W.

Hügeln und Ebenen, hinter denen die erstaunlich hohen, mit Schnee bedeckten Savoyischen Alpen, und weiter gegen Morgen die wilden Gebirge von Wallis, nebst den daran stossenden Berner Alpen, alles auf einmal ins Gesicht. Ich zweifle, ob irgend an einem Orte des Erdbodens eine reichere und mannigfaltigere Aussicht anzutreffen sey. Man sieht ein Stück Landes von etwa 40 deutschen Quadratmeilen vor sich, auf dem sich die höchste Fruchtbarkeit und der höchste Grad der Kultur, neben den wildesten Gegenden der Welt zeigen; beyde um einen sehr grossen, doch von der Höhe ganz zu übersehenden See herum in der reizendsten Abwechselung.

19.

Ich ließ gleich meine Ankunft Hrn. Tissot melden, dem ich als ein künftiger Pazient bereits durch meinen Freund Zimmermann war empfohlen worden. Er hatte die Gefälligkeit mich gleich den andern Morgen zu besuchen, und sich sehr genau nach den Umständen meiner Kranckheit zu erkundigen. Er fand mich doch noch mit einem schleichenden Fieber behaftet.

Mei-

Meiner bisherigen Lebensart, und dem täglichen Gebrauch der Molken, so wie meinem Vorhaben den Winter in einem warmen Lande zuzubringen, gab er seinen Beyfall, verordnete mir vorerst auch weiter nichts, als ein gelind abführendes Mittel und einen täglichen Genus der besten Weintrauben aus den Weinbergen des sogenanten Ryfthales. Nach wenig Tagen verlohr sich das schleichende Fieber, und ich befand mich die ganze Zeit über in Lausanne ziemlich wohl. Hr. Tissot besuchte mich täglich, ohne weiter etwas zu verordnen, und bey meiner Abreise gab er mir eine schriftliche Anweisung, wie ich mich in den etwa zu erwartenden Fällen zu verhalten habe, alles mit so viel Freundschaft und mit solcher Entfernung von Eigennuz, daß er mich für immer sich verbindlich gemacht hat. Dieser würdige Mann scheint anfänglich, ehe man näher mit ihm bekant wird, in seinem Wesen etwas kalt und gleichgültig; aber jeden Tag wird er wärmer und interessanter, so daß die Freundschaft und Hochachtung für ihn immer zunimt, je länger man mit ihm umgeht.

20. Lau-

20.

Lausanne liegt an dem Abhang eines Berges, der sich von da längs dem See hinauf bis nach Vevay erstreckt, gleich unterhalb der Stadt aber, gegen die sogenante Cote, in eine Ebene ausläuft. Von der Stadt aus geht der Fus des Berges noch etwan eine halbe Stunde weit herunter bis an den See. Dieses Vorland zwischen der Stadt und dem See besteht aus Weinbergen, etwas Ackerland, ganz fürtreflichen Wiesen, und Gärten mit Landhäusern, und ist überall sehr reichlich mit Obst- und Wallnusbäumen besezt, welches ihm ein ungemein angenehmes Ansehen gibt. Es ist sehr uneben, und besteht aus breiten, natürlichen Terrassen, und dazwischen liegenden tiefen Tobeln, durch welche verschiedene Bäche fliessen, wie denn überhaupt auch der ganze Fus des Berges voll schöner Wasserquellen ist. Dieses kleine Stück Land, das, von der Höhe, worauf die Stadt liegt, bis an den See, nicht völlig eine halbe Stunde breit und keine ganze Stunde lang ist, hat so viel Mannigfaltigkeit, so viel besuchte und lebhafte, auch einsame und völlig wilde Wege zum

Spa-

Spazierengehen und Reiten, daß ein Fremder sich lange Zeit nicht darin finden kan.

Die Stadt selbst liegt auf einer Stelle, die ehedem sehr wild muß ausgesehen haben; denn sie ist auf drey ziemlich hohe und spizige Hügel und in den dazwischen liegenden beträchtlichen Tiefen gebaut. Wenn man im Wagen in der Stadt herum fährt, so muß man an verschiedenen Stellen ein Rad hemmen, um ohne Gefahr die steilen Strassen herunter zu kommen. Noch beschwerlicher wird das Herauffahren. Dessen ungeachtet hat die Stadt auch an sich selbst viel angenehmes, vornehmlich in dem obern Theil, um die Gegend des grossen Münsters, oder der ehmaligen bischöflichen Kirche. An der Abendseite, ausserhalb der Stadt, ist eine von Natur gemachte sehr grosse Terrasse, die reichlich mit Bäumen besezt ist, und einen der schönsten Spaziergänge der Welt macht; denn, da sie noch hoch über den See erhaben ist, so hat man von derselben die prächtigste Aussicht, die sich erdenken läst. Der Genfersee bildet da gerad einen Ellenbogen, und beugt sich von hier aus rechts und links, oder auf der Morgen- und

Abend-

Abendseite, etwas gegen die mittägliche Gegend herein, so daß man von hier den ganzen See übersehen kan. Wenn das Wetter zur Aussicht günstig ist, so erblickt man von diesem Plaz eine Menge Städte, Schlösser und Dörfer. An dem gegen Lausanne über liegenden Ufer des Sees sieht man die Städte Evian und Tonon, das schöne Kloster Ripaille, und dann von da gegen Genf herunter eine reiche, mit den angenehmsten niedrigen Hügeln und abwechselnden fruchtbaren Ebenen besezte Küste mit unzähligen Dörfern und einzelen Häusern. Ostwärts an derselben Küste erheben sich allmählig höhere an den See stossende Berge, die sich oben am See an die Walliser und Berner Alpen anschliessen. Oben am See zeigt sich Ville Neuve im Gouvernement Aigle. An dem disseitigen Ufer übersieht man die ganze sogenante Côte mit den Städten Morges, Rolle, Nyon, Copet, und den sich hinter diesen allmählig erhebenden Höhen, die mit den schönsten Weinbergen und unzähligen Landhäusern bedeckt sind.

Nah um die Stadt sieht man eine Menge angenehmer Landhäuser, theils mitten in Wein-

 bergen,

bergen, theils mit den schönsten Wiesen umgeben. Alles dieses macht eine bezaubernde Mannigfaltigkeit und Abwechslung der angenehmsten Gegenstände aus. Man hat sich also nicht zu verwundern, daß so viel vermögende Fremde, die kein anders Interesse haben, als ihr Leben ruhig und vergnügt zuzubringen, sich in Lausanne, oder der dortigen Gegend, niederlassen.

Die verbürgerten Einwohner von Lausanne sehen diese Stadt gleichsam als den Hof des Landes an. Die vornehmeren führen eine hofmässige Lebensart, indem sie täglich Zusammenkünfte halten, darin der Abend mit Spielen und gesellschaftlicher Unterredung zugebracht wird. Fremde sind in diesen Gesellschaften allezeit willkommen, und können also das ganze Jahr durch täglich diesen Zeitvertreib geniessen. Die Lebensart ist übrigens sehr frey, und unter dem Frauenzimmer der ersten Klasse vielleicht zu frey.

Selbst der gemeine Bürger in Lausanne hält sich zu vornehm durch irgend ein Handwerk seinen Unterhalt zu verdienen. Die Handwerksleute sind Fremde, meist deutsche Schweizer. Handlung ist wenig hier, und der gemeine Bür-

ger

ger lebt zum Theil von dem Einkommen kleiner Bedienungen bey der Stadt, auch bey der Landesregierung, zum Theil von dem Ertrag seiner liegenden Gründe, die hier fürtreflich angebaut und hoch genuzt werden. Andre haben ihr Einkommen von Vermiethung ihrer Häuser, und von Pensionen der sich da aufhaltenden fremden Studirenden. Ueberhaupt wissen sie sich so einzuschränken, daß sie mit einem geringen jährlichen Einkommen doch leben können.

Die hiesige Akademie ist im Grunde blos ein Seminarium zur Bildung junger Geistlichen für das Pais de Vaud. Fremde, die hier studiren, müssen besondern Unterricht von den Gelehrten nehmen, und denselben ziemlich theuer bezahlen. Es halten sich aber immer junge deutsche Fürsten und reiche Edelleute hier auf, die ausser den gewöhnlichen Leibesübungen im Reiten, Fechten, Tanzen, auch Unterricht in den Wissenschaften geniessen. Ausser diesen kommen auch viel junge Engländer in gleicher Absicht hieher, so daß der Ort allezeit ziemlich lebhaft ist.

Um die Stadt herum sind viele Landhäuser, auf denen die Eigenthümer sich entweder

das ganze Jahr, oder den Sommer über, aufhalten. Sie sind durchgehends gut und fest gebaut, auch wohl eingerichtet, haben aber selten Lustgärten von einigem Belang. Das Land ist hier zu kostbar, als daß man beträchtliche Stücke blos zur Annehmlichkeit widmen solte; zumal, da die ganze umliegende Gegend selbst als ein Lustgarten kan angesehen werden. Ein gutes, bequemes Wohnhaus mit einem kleinen Blumengarten, in oder an einer schönen mit viel Obstbäumen besezten Wiese, oder an einem Weinberg, ist das gewöhnliche Landhaus der Lausanner. Man sieht übrigens in der ganzen Gegend überall Proben einer ungemein fleissigen und guten Kultur, wodurch jeder Fußbreit Landes auf das beste genuzt wird. *)

Da mein Zustand mir nicht erlaubte in Gesellschaften zu gehen und Besuche zu machen, so brachte ich meine Zeit mit Spazieren, sowol zu

Fus

*) Wenn sich ein geschikter Gärtner in dieser Gegend aufhielte, und die hier ziemlich vernachläßigten feinere Gartenkräuter mit Sorgfalt pflanzte; so würde er einen grossen Gewinn ziehen: denn die Gartenkultur ist hier überhaupt wenig bekannt.

W.

Fus als zu Pferde, zu. Dabey mangelte es mir eben nicht an Gesellschaft, da mir verschiedene Herren von der hiesigen Akademie und Andre die Ehre thaten, mich bisweilen zu besuchen. Unter diesen muß ich besonders die Gütigkeit und Freundschaft des Hrn. **Polliers de Bottens**, der Doyen, oder Vorsteher, der Geistlichkeit in **Pais de Vaud** ist, der Herren Professoren **d'Apples** und **Traittorens**, und des Hrn. **de Meyrolles** mit dankbarer Empfindung rühmen. Auch hatte ich das Vergnügen den Hrn. **de Lüc** kennen zu lernen, der jezt Vorleser der Königin von England ist, und ehedem in den lezten Unruhen von **Genf** sich als den hauptsächlichsten Verfechter der bürgerlichen Freyheit, in der gelehrten Welt aber durch sein schönes Werk über die Barometer und Thermometer bekannt gemacht hat. Er ist ein liebenswürdiger und sehr verständiger Mann, und hielt sich jezt mit einem Frauenzimmer Namens **Schwellenberg**, *) einer Favoritin

*) In der Gesellschaft dieses Frauenzimmers machte de Luc verschiedene Reisen durch die Schweiz, von welchen er in seinen Briefen an die Königin von Großbrittannien Nachricht giebt. Diese Briefe sind französisch und deutsch gedruckt worden. **W.**

der Königin von England, hier auf, die ihrer Gesundheit halber auf Reisen gegangen war. Dieses Frauenzimmer hatte sich den verwichenen Winter mit Hrn. de Lüc in Hieres aufgehalten, und beyde machten mir von der Annehmlichkeit und dem schönen Klima dieses Orts eine so reizende Beschreibung, daß ich mich entschlos einen Theil des Winters daselbst zuzubringen.

Hier lernte ich auch den Engländer **Brydone**, *) der sich durch seine schöne Beschreibung von Sizilien und dem Berg **Aetna** bekannt gemacht hat, kennen; einen jungen Mann voll Lebhaftigkeit und von einem freundschaftlichen offenen Karakter.

Unter diesen Umständen brachte ich meine Zeit in **Lausanne** auf eine sehr angenehme Weise

*) Brydone hielt sich damals mit Mylord Lindsey zu Lausanne auf, und begleitete auch einige Jahre nachher zween Söhne des Lords North durch viele Gegenden des Schweizerlandes. Da dieser scharfsinnige Beobachter tief in die Alpen gedrungen, die unwegsamsten Berge und Gletscher, selbst den Rheinwald in Bündten und den Aletgletscher im Wallis gesehen und wiederholte Reisen durch die Schweiz gemacht hat; so darf man hoffen, er werde mit der Zeit seine Beobachtungen auch über dieses so merkwürdige Land bekannt machen.

zu und fand auch eine merkliche Besserung meiner Gesundheit. Gern würde ich mich länger an einem so angenehmen Ort verweilt haben, wenn nicht Hr. Tissot selbst mir gerathen hätte, vor dem ungewissen Einbruch des kalten Herbstwetters die Provence zu erreichen.

Hier bekam ich auch einige authentische Nachrichten von dem berühmten **Court de Gebelin**, dessen grosses Unternehmen, welches er unter dem Titel le monde primitif bekannt gemacht, die Aufmerksamkeit des Litteraturfreunds auf sich zieht. Er ist in **Lausanne** geboren, dahin sich sein Vater, ein protestantischer Prediger aus Languedoc geflüchtet hatte. Nachdem der junge **Court de Gebelin** seine Studien da so weit getrieben, daß er zum Prediger ordinirt war, kehrte er wieder nach Frankreich zurück und ließ sich in Paris nieder, in Hofnung da Gelegenheit zu finden seinen Glaubensgenossen in Languedoc einige Dienste zu leisten.

Während meines Aufenthalts in **Lausanne** machte ich mir einen Tag das Vergnügen einer Spazierfahrt nach **Vevay**, einem Ort, von dessen sonderbarer Annehmlichkeit ich so oft sprechen

gehört. Dieser Ort liegt drey starke Stunden oberhalb Lausanne, an dem obern Theil des Genfer Sees. Der Weg dahin ist sehr angenehm an dem Fus des Berges, der sich dicht an dem See von Lausanne bis Vevay erstreckt. Dieser ganze Berg ist an der Mittagsseite, die eigentlich die Küste des Sees ausmacht, mit Weinreben besezt, einige wenige schmale Striche ausgenommen, wo die herunterlaufenden Bäche tiefe Tobel ausgehöhlt haben. Weil aber der Berg durchaus sehr steil ist, so ist er durch eine unzählbare Menge kleiner Mauern in Terrassen *) abgetheilt, welche verhindern, daß das Regenwasser die Erde nicht herunterspült. Man muß die erstaunliche Arbeit bewundern, die diesen Berg durch so viele tausend Mauern zum Anbau des Weines tüchtig gemacht hat. Es fiel mir bey dieser Gelegenheit wieder ein, was ich gar oft bey ähn-

*) Eine vorzüglich grosse Menge von dergleichen Terrassen sieht man an den steilen Halden des Berges zwischen Cülli und St. Saphorin, wo ein kleiner Distrikt, Dezaley genannt, den besten und stärksten Rysweín giebt, und größtentheils der Stadt Lausanne zugehört.

ähnlichen Veranlassungen gedacht habe, nämlich: daß wenig kultivirte Grundstücke sind, deren jeziger Werth, wenn sie vertauscht werden, die Arbeit bezahlt, die daran hat müssen gewendet werden, um sie urbar zu machen und in urbarem Stand zu erhalten. Hier hat es nicht nur ungemeine Arbeit gekostet die Mauern aufzuführen und jede Terrasse abzuebnen, sondern es kostet, seit so viel Jahrhunderten, fast jedes Jahr neue Arbeit sie im Stande zu erhalten. Denn oft drückt die durch langen Regen weich gewordene Erde nach und macht hie und da die Mauern bersten. Auch stürzen an verschiedenen Orten grosse Felsenstücke, die sich auf der Höhe des Berges losgerissen, über diese Terrassen herunter, und schlagen die Mauern ein, so daß man mit der Arbeit daran nie fertig wird. Durch diese Weinberge geht der Weg nach Vevay meistens in einer kleinen Erhöhung über den See; nur hie und da läuft die Strasse herunter und eine Zeitlang an dem Ufer desselben.

Etwan eine Stunde oberhalb Lausanne fängt der kleine Distrikt an, der eigentlich la Vaud, im Deutschen das Ryffthal, genannt

wird, wiewol man einen an einem Berg fortlaufenden Strich Landes nicht schicklich ein Thal nennen kan. Diese Gegend ist wegen ihres Weines berühmt, der unstreitig alle andere in der Schweiz wachsenden Weine weit übertrift. Von den Weintrauben aber behaupten erfahrne Kenner, daß sie allen andern Weintrauben den Vorzug streitig machen, und ich habe nichts dagegen einzuwenden, da sie mir vor allen Spannischen, Französischen und Italienischen Trauben, die ich gekostet, den Vorzug zu haben schienen. Sie haben nicht einen so zähen Honigsaft, wie viele spannische Trauben, aber, bey einer sehr dünnen Haut und einem ganz flüssigen Saft, eine ausnehmende Lieblichkeit.

Dieses Weines halber sind die Weinberge hier in sehr hohem Werth, und vielleicht das theuerste Land von der Welt, wenn man die seltenen Ländereyen dicht an grossen Städten ausnimmt, die zu Gärten gebraucht werden, und darum ausser allem Verhältnis mit grossen Ländereyen stehen. Ein Arpent oder Pose wie es hier genannt wird (ungefähr 40000 Rheinl. Quadratfus) ist bisweilen mit 8, auch 10000 Pfund, das ist mit 12

bis

bis 16000 Französischen Livres bezahlt worden. Eine sehr grosse Summe, in Vergleichung dessen, was in den besten und fruchtbarsten Gegenden Deutschlands für so viel Land bezahlt wird.

Ich besinne mich ehedem in Brüssel von einem dortigen Finanzrath gehört zu haben, daß in derselben Gegend ein **Bonnier** des besten Landes (ungefähr zwey solcher **Arpens**) wenn es auf das vortheilhafteste bestellt wird, bis auf 1100 Gulden flamändisches Geld eintragen könne. Nach diesem erstaunlichen Ertrag zu urtheilen, muste das Land um **Brüssel** eben so theuer als hier seyn.

Unterwegens zeigte man mir einen Ort, wo sich vor wenig Jahren eine seltsame Naturbegebenheit zugetragen hat. Man fand nämlich an einem Morgen, daß ein kleines an dem steilen Berg liegendes Stück Landes mit dem darauf stehenden Haus, den Obstbäumen und Weinreben, eine ziemliche Strecke heruntergerückt war, ohne daß weder in dem Haus, noch an den Bäumen die geringste Veränderung wahrzunehmen gewesen.

Nach einer sehr angenehmen Fahrt von etwa viertehalb Stunden kam ich in **Vevay** an. Diese kleine Stadt hat eine ganz besondre Lage, wodurch

durch sie zum Wohnsiz stiller, von der Welt abgesonderter und an romantischen Schönheiten der Natur sich ergözender Menschen bestimmt zu seyn scheinet. Der Genfer See ist an seinem obern Ende mit sehr hohen und steilen Bergen umgeben, die ganz an die Ufer desselben stossen. An dem rechten, oder nördlichen Ufer entfernen sich diese Berge etwas von dem See, und lassen da, ungefähr eine halbe Stunde Weges längs dem Ufer, ein niedriges Vorland mit diesen Bergen umgeben, und nur an der Südseite, oder gegen den See, offen. Von dem Ufer an erhebt sich dieses niedrige Vorland allmählig gegen die es umgebenden Berge, und bildet, durch verschiedene Hügel, ein gegen den See stehendes Amphitheater, in dessen Grund die Stadt **Vevay** gebaut ist. Die Berge, welche den hintern Grund desselben ausmachen, werden an der Nordseite etwas niedriger, und dort geht von dem See aus der Weg nach dem Kanton Freyburg herüber.

Durch diese Lage ist also die Stadt von allen Seiten mit hohen Bergen umgeben, welche die Winde abhalten. Nur gegen Mittag, wo der See liegt, ist es offen. Daher kömmt es ohne

Zwei-

Zweifel, daß die Winter hier gelinder sind, als in den umliegenden Gegenden. Das von der Stadt an gegen die Berge sich allmählig erhöhende Land ist, sowol auf den verschiedenen Hügeln, als in den dazwischen liegenden Tiefen, sehr fruchtbar, mithin in schöne Gärten, Wiesen, Weinberge und Aecker eingetheilt, und mit einer Menge artiger Lust- und andrer einzeler Wohnhäuser besezt. Hinter diesen aber sieht man an den höhern Bergen ganze Dörfer, so daß die Aussicht von dem Ufer des Sees in dieses Amphitheater eine Menge von Gegenständen zeiget. Gerade gegen der Stadt über sieht man an dem jenseitigen Ufer die hohen, sehr steilen und wilden Berge, die theils in Savoyen, theils im Gebiete der Republik Wallis liegen; nach der südwestlichen Gegend aber hat man eine freye Aussicht über den See herunter, die so weit geht, als das Aug reichen kan.

Die Stadt selbst besteht aus wenigen langen und nicht breiten Strassen; die Häuser aber durchgehends wohl gebaut, und kündigen einen beträchtlichen Wohlstand der Einwohner an. Diese selbst scheinen ein freyes, vergnügtes, seinen Wohlstand fühlendes, dabey angenehmes und gefälli-

fälliges Volk zu seyn. Die beträchtliche Anzahl vermögender Einwohner und die verschiedenen fremden reichen Familien, die sich hier blos der Annehmlichkeit dieses Orts halben niedergelassen, haben in dem Ort den Ton der guten Gesellschaft eingeführt. Ein Fremder wird auf eine angenehme Art überrascht, in einem so einsamen, von wilden Bergen eingeschlossenen und abgelegenen Winkel, eine so artige, reinliche, nach Verhältnis ihrer Grösse reiche Stadt und in derselben so viel Lebensart, Höflichkeit und gefällige Sitten zu finden.

Der Ort ist deswegen nahrhaft, weil hier die Niederlage vieler aus der Schweiz auf Genf und von da nach Frankreich gehender Waaren und Güter ist, die hier eingeschift werden, und weil das umher wohnende wohlhabende Landvolk der beyden Kantone Bern *) und Freyburg, wie auch

*) Die Landleute aus dem bernischen Sanenland bringen eine grosse Menge von Käsen hieher und nehmen dafür Wein mit sich zurücke, welcher in kleinen langen Fäßgen auf Saumpferde gepakt über den bey Vevay stehenden hohen Berg Dent de Jemen geführt wird.

auch der Republik Wallis, hier seine von aussen her kommende Bedürfnisse einkauft. Ein der Sachen sehr kundiger Mann hat mich versichert, daß hier jährlich nur an dem aus dem Kanton Freyburg kommenden Käs, den man Gruyere nennt, für 2 Millionen Livres nach Frankreich eingeladen werde.

An der Abendseite der Stadt liegt ein grosser an den Genfer See stossender offener Plaz, der von der Stadt selbst und der ihr gegen Abend gelegenen beträchtlichen Vorstadt eingeschlossen ist, und den hiesigen Marktplaz ausmacht. Es war eben Wochenmarkt, als ich da war, und der Plaz war sehr voll Menschen und Waaren. Ein besonderes angenehmes Schauspiel für mich war es, viel gemeines Landvolk aus den umliegenden Gegenden hier zu sehen, jedes in seiner eignen Kleidungstracht und seiner von andern verschiedenen Bildung und Gestalt, Savoyarden und Walliser, deutsche und welsche Berner und Freyburger, alle nahe Nachbarn, aber in allen Stücken so von einander verschieden, als wenn es Menschen aus verschiedenen, weit von einander entlegenen Ländern wären. Von diesen sind die deutschen Berner

und

und Freyburger an Gestalt und Bildung die ansehnlichsten, und ihre Kleidung kündigt Leute von gutem Wohlstand an. Hingegen hat das höchst elende Ansehn der Savoyarden, die mit ganzen Schifsladungen leichter, aus Tannenholz verfertigter grossen und kleinen Kisten hieher kommen, mir Ekel und sogar Entsezen verursachet. Diese elenden Geschöpfe, besonders die Weiber, sind mit so schmuzigen und so gar keine bestimmte Form an sich habenden Lappen behangen, an Gestalt und von Gesicht so häslich, daß man in der That Mühe hat die edle menschliche Gestalt an ihnen zu entdecken.

Man kan hier auf das deutlichste sehen, was für Einflus eine gute und reichliche Nahrung, Freyheit und Wohlstand auf die Bildung des menschlichen Körpers haben. Diese elenden Geschöpfe bewohnen eine Vevay gerade gegenüber, an dem mittäglichen Ufer des Sees liegende wüste Gegend in den Bergen. Zu ihrer Nahrung wächst da nichts als Kastanien, und andern Verdienst haben sie auch nicht, als daß sie Holzkohlen brennen, und aus den Tannen, womit ihre Berge bewachsen sind, Kisten von jeder Grösse verferti-

gen und beydes nach Vevay zu Markte bringen. Und doch müssen die armseligen Geschöpfe das Recht, in dieser unfruchtbaren Wildnis zu wohnen, und von Kastanien zu leben, ihrem Landesherren noch mit schweren Abgaben bezahlen.

Die traurigen Vorstellungen, die mir diese Leute erweckten, wurden durch angenehmere verdrängt, als ich, neben erwähntem Marktplatz, unter hohen Kastanienbäumen längs dem Ufer des Sees spazierte und gegenüber die Felsen von Meillerie im Gesicht hatte, die jedem, der Rousseaus neue Heloise gelesen hat, unvergeslich seyn müssen. Jezt fiel mir der verliebte St. Preux ein, wie er mit dem Fernglas in der Hand von diesen Felsen her nach Vevay herüber sah, um das Haus seiner geliebten Julie zu entdecken. Die Gegend des Sees, die jezt vor mir lag, war die Szene der sonderbaren Auftritte, die Rousseau in dem 17ten Briefe des vierten Theils der N. H. beschreibt; und als ich mich auf meinem Spaziergang umwendete, sah ich gegen Morgen die Gegend um das Dorf Clarens, die Hauptszene dieses sonderbaren Romans. Alles dies machte einen so lebhaften Eindruck auf mich,

 daß

daß ich in diesem Augenblick geneigt war, den ganzen Roman von Julie und St. Preux für eine wahre Geschichte zu halten, die sich vor wenig Jahren hier zugetragen. Man findet hier, daß Rousseau die Hauptszene zu seinem Roman sehr gut gewählt hat. Die ganze Gegend hat etwas romantisches.

21.

Gleich von Lausanne geht die Strasse nach Genf an das ebene Ufer des Sees herunter, und hernach längs demselben so fort, daß man sich nie mehr als wenige hundert Schritte von dem See entfernt. Man kömmt durch einige sehr artige an dem See liegende Städte und Dörfer, rechter Hand aber hat man die fürtreflichen, meistens mit Weinreben besezten Hügel, die eigentlich die Côte genannt werden. Auf und an diesen Hügeln sind viel schöne Dörfer, adliche Schlösser und eine Menge Landhäuser gebaut, die gröstentheils wohlhabenden Privatpersonen von Bern gehören, die im Herbst sich hier aufhalten, und das Land durch ihre Gegenwart um so viel lebhafter machen. Der ganze Strich Landes

des zwischen Lausanne und Genf ist zum Entzücken schön und unter die reizendsten Gegenden der Welt zu rechnen.

Eine gute Meile von Lausanne liegt Morges, dicht an dem See, eine kleine, aber überaus angenehme Stadt, der zweyte Hafen des Sees und eine beträchtliche Ablage der nach Frankreich und Piemont gehenden, und von daher kommenden Waaren. Die Strassen sind breit, anmuthig und überaus gut gepflastert, die Häuser wohl gebaut, von einem reinlichen und guten Ansehen. Alles lacht und flößt hier Vergnügen ein. Dies wäre nach meinem Geschmack der Ort im Pays de Vaud, den ich vorzüglich zu meinem Aufenthalt wählen würde.

Ungefähr eine Stunde unterhalb Morges verließ ich die Landstrasse, um gerade gegen die Höhe herauf nach Aubonne zu fahren.

Man kan sich von der bezaubernden Lage des Städtchens und des darüber liegenden Schlosses daraus einen Begrif machen, daß der berühmte Tavernier, der durch so viele Länder des Erdbodens gereiset war, als er sich zur Ruhe begeben wolte, diesen Ort, als den schönsten, den er ge-

sehen, zu seinem Aufenthalt gewählt hat. Er hatte die Herrschaft **Aubonne** käuflich an sich gebracht und an dem Schlosse viel gebaut. Der mit einem Säulengang umgebene Vorhof des Schlosses ist von ihm angelegt worden. Jezt gehört die Herrschaft dem Stand **Bern**, der sie durch einen Landvogt, welcher auf diesem Schlosse seinen Siz hat, regieren läst. Der jezige Landvogt, Herr von Tscharner, *) ein Mann von grossen Verdiensten und einem verehrungswürdigen Karakter der Großmuth und Menschenliebe, und seine, eines solchen Mannes würdige Gemahlin, eine gebohrne von **Bonstätten**, empfiengen mich mit ausnehmender Freundschaft und Güte.

Aus dem was ich bereits von der Lage des Orts gesagt habe, kann man sich überhaupt die verschiedenen herrlichen Aussichten vorstellen, die man

*) Dieser um die Wissenschaften sowol als um sein Vaterland höchstverdiente Staatsmann ist seinen ihn verehrenden Mitbürgern im J. 1778. durch den Tod entrissen worden. Die Lobrede, welche auf Veranstaltung der Löbl. Oekonomischen Gesellschaft zu Bern zu seinem Andenken gehalten worden, wird mit den Schriften dieser Gesellschaft der Welt bekannt gemacht werden.

man aus den verschiedenen Zimmern dieses Schlosses hat. Sie übertreffen noch die Aussicht von Lausanne, und sind über allen Ausdruck schön, weil man hier von einer etwas beträchtlichen Höhe den Genfer See, das ganze gegenüber liegende Chablais, so wie das disseitige Ufer des Sees, mit allen seinen Städten, Dörfern, Schlössern und Landhäusern, übersieht.

Es that mir wehe, Nachmitags eine so gute Gesellschaft und einen so reizenden Aufenthalt zu verlassen, nachdem ich beyder nur wenige Stunden genossen hatte. Ich kam denselben Abend über Rolle, einer kleinen, aber ebenfalls angenehmen Stadt am See, nach Nyon, wo ich übernachtete. Hier ward ich eine halbe Stunde nach meiner Ankunft angenehm überrascht, da ich einen ehemaligen Bekannten, den Sachsengothaischen Hofrath, Herrn Schmidt von Arau, der sich hier niedergelassen, in mein Zimmer treten sah, und mit ihm Herrn Espinasse, einen aus diesem Ort gebürtigen, sehr geschickten Naturforscher, der die Ehre gehabt hat den jezigen König von Grosbritannien und

seine Herren Brüder in der Experimentalphysik zu unterrichten.

Den folgenden Morgen besuchte ich diese beyde Herren wieder, und hielt mich besonders eine Zeitlang bey Herrn Espinasse auf, um sein sehr merkwürdiges Kabinet von allen Arten zur Experimentalphysik gehörigen Instrumenten zu sehen. Ausser verschiedenen von seiner eigenen Erfindung und Arbeit besizt er die bekanten zum Elektrisiren gehörigen Instrumente in einer Vollkommenheit, die ich sonst nirgend gesehen habe. Er selbst hat in den englischen Transakzionen eine Beschreibung von den Verbesserungen gegeben, die er an dem elektrischen Apparatus gemacht hat. Viele andre in dieses Fach einschlagende Instrumente sind von seiner Erfindung und von ihm selbst auf das vollkommenste ausgearbeitet.

Unter vielen zur Bewunderung gut gearbeiteten Instrumenten schien mir ein kleines Mikrometer von Glas, das Herr E. von dem Duc de Chaulnes bekommen hatte, auf dessen Theilungs-

lungsmaschine es verfertiget worden ist, von besondrer Merkwürdigkeit. Eine Quadratlinie des Pariser Zolles ist auf demselben mit der Diamantspize in 400. Quadrate eingetheilt. Ich betrachtete die Theilungen unter einem Vergrösserungsglas, und bewunderte nicht nur die vollkommene Gleichheit der Eintheilungen, sondern auch die Feinheit der mit dem Diamant eingerissenen Striche. Der geübteste Zeichner könte mit der Reisfeder und Tusch ein grosses Quadrat auf dem Papiere nicht mit grösserer Nettigkeit in kleinere Quadrate theilen, als hier auf dem Glase geschehen ist.

22.

Herr Bonnet, der berühmte Naturforscher und Philosoph, hatte mir einen sehr verbindlichen Brief nach Lausanne geschrieben, um mich einzuladen, einige Tage bey ihm in Genthod zuzubringen, wo er sich, seit den lezten Unruhen in Genf, nach deren Ausgang er seine Stelle im grossen Rath niedergelegt hatte, aufhält. Ich nahm also meinen Weg dahin. Der Weg geht durch die berühmte Baronie Copet

und das französische Dorf Versoy, und ist, so wie der ganze Weg am See herunter, reich an Gegenständen, die das Aug eines Reisenden ergözen. In Versoy sah ich noch die an dem See von Bretern aufgeschlagenen Cabanes, worin vor einigen Jahren die Soldaten und Arbeiter einquartirt waren, als der französische Hof, auf Anstiften des Dücs de Choiseul, zur Züchtigung der Genfer hier einen Hafen und Handelsplaz, und, wie man glaubte, zugleich eine Festung anlegen wolte. Es ist wirklich schon eine beträchtliche Arbeit zur Befestigung des Ufers, wo der Hafen solte angelegt werden, ausgeführet, und ohne die Revoluzion, die den Herzog von der Staatsverwaltung entfernt hat, wär ohne Zweifel jezt das ganze Werk zu Stande gebracht. Gleich über Versoy liegt Genthod auf einer Anhöhe einige hundert Schritte über dem See, ein Dorf, das der Stadt Genf gehört, von der es nur eine Stunde weit entfernt ist, und in welchem verschiedene grosse und schöne Landhäuser, mit beträchtlichen, dazu gehörigen Gütern liegen. Ich kam Nachmittags um zwey Uhr hier an, und wurde von Herrn Bon-

net

net und seiner liebenswürdigen Gemahlin mit recht herzlicher Freundschaft und Güte aufgenommen.

Sie bewohnen da ein mehr prächtiges, als blos schönes Landhaus, das mit einem vortreflichen Garten und Weinberg umgeben ist. Die Aussicht ist, wie hier gewöhnlich, reich und prächtig, und was ihr vor den Andern noch einen Vorzug gibt, ist dieses, daß man nicht nur die Stadt **Genf** nebst der umliegenden herlichen, mit einer grossen Menge schöner Lusthäuser angefüllten Gegend, sondern auch den schönsten und bewohntesten Theil des **Chablais**, das hier eine wirklich reizende Landschaft ausmacht, von den Fenstern dieses Hauses im Gesichte hat.

Hier brachte ich fünf Tage zu, die ich unter die angenehmsten meines ganzen Lebens zählen kann. Beides Geist und Herz fanden hier ihre beste Nahrung, und was auch sonst zur Bequemlichkeit und zum Wohlleben gehört, traf ich hier in dem grösten Ueberfluß an. Man kent den edlen, liebenswürdigen Karakter und

den scharfsinnigen Geist des Herrn Bonnets aus seinen Schriften; aber noch mehr rührt im Umgange sein freundschaftliches, herzliches und redliches Wesen, das ihn zu einem der besten Menschen macht, in dessen Seele Liebe zur Wahrheit, zur Tugend und allem Guten herrschende Neigungen sind. Seine Gemahlin ist in allen Stücken seiner würdig.

Ausser diesem vortreflichen Paare fand ich noch andre gute und liebenswürdige Gesellschaft in dem Hause, den Herrn Beaux de Marguielles, Parlamentsadvokaten von Toulouse, der hieher gekommen war, um mit Hrn. Bonnet über einige wichtige Punkte der Philosophie zu konferiren; den Herrn Prof. Müller aus Schafhausen, einen sehr liebenswürdigen und geschickten jungen Mann, der sich durch einige Schriften bekant gemacht hat, und nun an einer Historie der Eidgenossenschaft arbeitet, und einen jungen in den Amerikanischen Kolonien gebohrnen und erzogenen Engländer, Namens Kinloch, von einem überaus naiven und liebenswürdigen Karakter. Zu diesen kamen täglich

lich noch einige Herren aus Genf, die das Haus besuchten, so daß die ganze Zeit über gute Gesellschaft zum Ueberfluß da war.

Hr. Bonnet machte mir, unter andern Vergnügen auch dieses, daß er den berühmten **Aufraine**, einen der ersten Schauspieler unsrer Zeit, der sich jezt eben in seiner Vaterstadt **Genf** aufhielt, zu uns einlud. Dieser fürtrefliche Schauspieler erwies uns das Vergnügen, uns einige der ausgesuchtesten Szenen des französischen Theaters zu spielen. Seine gröste Stärke scheint in dem hohen Komischen zu bestehen, darin er unstreitig alle jezt lebende französische Schauspieler übertrift. Aber auch verschiedene tragische Szenen macht er mit grosser Wahrheit und Nachdruck. Er schien mir in verschiedenen Stücken den berühmten le Kain zu übertreffen.

Unter den mancherley Vergnügungen, die ich hier genos, rechne ich auch eine kleine Spazierfahrt, die ich mit Hrn. Bonnet allein nach **Ferney** machte. Dieser durch seinen jezigen Besizer **Voltaire** berühmt gewordene Ort liegt etwa eine halbe Stunde oberhalb **Genthod** auf einer Anhöhe, von der man eine weite Aussicht

über

über die umliegenden Gegenden und den Berg Jura hat, der hier die Grenze zwischen Frankreich und der Schweiz macht. Ehedem war es ein schlechtes Dorf; jezt aber ist es durch den alten Dichter so erweitert und verschönert, daß es ein ganz angenehmer Ort geworden ist. Er hat eine sehr beträchtliche Anzahl Häuser, so wol zur Landwirthschaft, als blos zur Wohnung für allerley Personen, eingerichtet. Die lezten sind durchgehends sehr artig, maßiv und in gutem Geschmack gebaut. Künstler, Handwerker, oder andre Personen, die Lust haben hier zu wohnen, und sich deshalb bey dem Grundherrn melden, bekommen ein solches Haus, auch allenfalls mit einem daran stossenden Garten, gegen eine mäßige jährliche Abgabe, die aber, nach **Voltairens** und seiner Nichte und Erbin, Mad. **Denis**, Tode, gänzlich wegfällt, in eigenthümlichen Besiz. Dieses hat schon verschiedene Uhrmacher und einige Handwerksleute hieher gezogen; so daß der Ort sich stark aufnimt. Noch wird mit dem Bauen beständig fortgefahren. In allen Gegenden des Dorfes fand ich eine Menge Menschen damit beschäftiget. Man sah hier Fun-

da-

damente graben, dort halbfertige Gebäude weiter aufführen, an andern Orten schon gedeckte mit inwendiger Arbeit versehen. Verschiedene Pläze liegen voll Steine, die hier zum Bau verschnitten und bearbeitet werden; andre sind mit Bauholz bedeckt, das die Zimmerleute zurecht machen; überall werden Baumaterialien und Erde zur Verbesserung der Wege und Straßen angefahren, und der ganze Ort ist so lebhaft und in solcher Bewegung, als wenn eine neu angekommene Kolonie sich hier anbaute. Das Schlos, oder herrschaftliche Wohnhaus steht am Ende und am höchsten Orte des Dorfes, und ist ein feines und ziemlich grosses Gebäude, das **Voltaire** von Grund aus neu aufgeführt hat. Nächst daran sind schöne Gärten und angenehme Pflanzungen von wilden Bäumen. Kurz, alles was den Ort verschönern konnte, ist mit beträchtlichem Aufwand hier angebracht. Daß der alte Dichter auch sich mit neuen Unternehmungen im Feldbau abgebe, schlos ich aus einer englischen Säemaschine, die ich im Schloshof antraf. Nachdem wir alles dieses mit viel Vergnügen besehen und betrachtet hatten, kehrten

wir

wir wieder nach Gentbod zurücke. Bey Voltairen selbst mogte ich mich nicht melden.

23.

Es ist bekant, daß Genf, nach Verhältnis seiner geringen Grösse, unter die reichsten Städte in Europa gehört. Dieser Reichthum kündiget sich auch an, wenn man gegen die Stadt hinkomt. Das ganze herumliegende Land, so weit sich das Gebiet der kleinen Republik erstrekt, besonders aber die beyden Ufer des Sees, ist mit schönen und Reichthum ankündigenden Lust- und Landhäusern besezt. Ueberall, wohin man das Aug wendet, sieht man die deutlichsten Anzeigen eines im Ueberflus lebenden Volkes. Diese Landhäuser sind zwar nicht Paläste, aber meistens ziemlich gros und wohlgebaut, auch so gut unterhalten, daß sie durchgehends wie ganz neue Gebäude aussehen. Ueber den Häusern sind schöne, wohlunterhaltene Gärten, auch gar oft Weinberge, Wiesen und Aecker. Das Gewimmel des Volks auf der Landstrasse, zu Fus, zu Pferd und im Wagen, war diesen Morgen beträchtlich. Die ganze Gegend um die Stadt

war

war so lebhaft, wie es sonst an andern Orten bey grossen feierlichen Gelegenheiten zu seyn pflegt.

Weil der See gegen die Stadt hin sich merklich verschmälert, so kan man auf diesem Wege das Land an dem jenseitigen Ufer mit den vielen Lusthäusern, Gärten und Gütern deutlich sehen. Diese reiche Landschaft, dann die Stadt selbst am Ausflus der Rhone, die man, in diesem weiten Umkreis von Lusthäusern, als den Hauptsiz, dem alles gehöret, erblickt, hinter der Stadt aber ein hoher und sehr breiter Berg, der zum Hintergrund dieser Landschaft dienet, macht ein Schauspiel, das ich ohne starke Rührung nicht ansehen konte. Diese bewundernde Empfindung wird, nachdem man in die Stadt hineingekommen ist, eher stärker, als schwächer. Der Ort ist an sich selbst wohl gebaut, besonders die obere Stadt, wo die Vornehmen wohnen. Sie liegt auf einer beträchtlichen Höhe, und da sieht man auf hohen freistehenden Terrassen eine Menge wirklich prächtiger Häuser, die man wohl Paläste nennen könte.

Das auf den Strassen wimmelnde Volk aber macht ein neues, nicht weniger interessantes

Schau-

Schauspiel. Freyheit, Wohlstand, froher Muth und eine besonderes lebhafte Physiognomie kündigen wirklich ein ausserordentliches Volk an. Eine solche Kraft der Gesichter, besonders der Augen, habe ich sonst nirgends gesehen, wie hier; alles lebt, arbeitet und bestrebt sich in diesen seelenvollen Gesichtern. Schwerlich wird man irgendwo eine Stadt finden, wo der gemeine Mann so viel Kentnis, Geschmack an Litteratur und Lust sich zu unterrichten hat. Es gibt hier eine Menge Handwerksleute, die nach verrichteter Arbeit sich mit Lesen der besten Bücher beschäftigen, und so viel Kentnis der Geschichte, der Geographie, der Werke des Wizes und selbst der Philosophie haben, als in manchen andern Ländern unter den Vornehmsten schwerlich angetroffen wird. *)

Be-

*) Die Leser erinnern sich, daß hier nur Fragmente geliefert werden. Manche dürften glauben, durch die Lücke, die zwischen hier und der Folge so merklich ist, viel zu verlieren. Wir hoffen aber, daß die zusammenhängende Stücke, die jezt folgen, vermögend sind, sie für jenen Verlust, hinlänglich zu entschädigen.

Beschreibung
der
Stadt Hieres und der umliegenden Gegend.

Ich hatte das Glück gleich den Tag nach meiner Ankunft ein sehr artiges, neugebautes und bequem eingerichtetes Gartenhaus zu miethen, für welches monatlich nur 40 Livres genommen wurden. Ich zog also gleich ein, und machte Anstalt mich auf ein Paar Monate hier einzurichten. Man hatte mir zu Lausanne ein Empfehlungsschreiben an Herrn Albiet, einen der angesehensten Einwohner von Hieres gegeben. Da ich hörte, daß er sich gegenwärtig auf seinem Landgut, eine Stunde von der Stadt, aufhielt, schickte ich's ihm gleich mit einem Boten zu. Er hatte die Gefälligkeit gleich den andern Tag hereinzukommen, und mir zu den kleinen Einrichtungen, die ich zu machen hatte, mit ausnehmender Dienstfertigkeit behülflich zu seyn. Man erfährt bey dergleichen Gelegenheiten, was für einen hohen Werth man auf Gefälligkeit und

Dienstfertigkeit zu setzen habe. Ich würde ohne den Beystand dieses rechtschaffenen Mannes mich hier in grosser Verlegenheit befunden haben, da ich völlig allen Menschen unbekannt war, und nicht einmal ihre Sprache verstund; denn die hiesige provenzalische Sprache, die dem Volk allein bekannt ist, scheint fast gar keine Aehnlichkeit mit der Französischen zu haben. Er richtete meine kleine Haushaltung ein, und verschafte mir eine Köchin, die beynah die einzige in ganz Hieres war, die Französisch sprechen konnte. Bald sollte ich auf die Gedanken kommen, daß Redlichkeit und Dienstfertigkeit die angebohrnen Tugenden der hiesigen Einwohner sind. Die wenigen Personen, mit denen ich hier zu thun hatte, besassen beyde in einem vorzüglichen Grad, und haben ihr Andenken in meinem Gemüthe mit Hochachtung und Dankbarkeit hinterlassen. Bey meiner Ankunft trat ich in einem schlechten Gasthof vor dem Thore der Stadt ab, und blieb nur eine Nacht in demselben. Also hatten diese Leute eben keinen Genus von mir. Dennoch fand ich die ganze Zeit meines hiesigen Aufenthalts über die Wirthin, ein altes gutes Mütterchen, ihre Toch-

ter,

tet, ein angenehmes Mädchen, und ihren Sohn, der Koch im Haus ist, so ausnehmend dienstfertig, als wenn ich ihr nächster Anverwandter gewesen wäre. Ich konnte über alles, was ich nur nöthig hatte, ihnen nur Einen Wink geben, so gaben sie sich gleich alle Mühe es mir zu schaffen. So war die Köchin, die man für mich gemiethet hatte, ein zartes, schwächliches Mädchen von 20 Jahren; so die Leute, welche ein kleines Nebengebäude des Hauses bewohnten, in dem ich mich aufhielt. Nirgends habe ich so viele herzliche Dienstfertigkeit angetroffen, als hier.

Ich kan mich nicht enthalten noch Ein Beyspiel hiervon anzuführen; denn so gering diese Dinge scheinen, so gehören sie wirklich unter die merkwürdigsten Beobachtungen eines Reisenden. Ich hatte mich eines Tages mit meinem Bedienten, auf einem Spaziergang ziemlich weit von der Stadt, in den Bergen so verirret, daß ich nirgends keinen Weg mehr vor mir sah. Von der Höhe herab wurde ich eine kleine Hütte gewahr, auf die ich herunter zu kommen suchte, um von dort aus wieder auf einen guten Weg nach der Stadt zu gelangen. Es war schwer den Berg

hinab zu kommen, weil man an verschiedenen Orten plözlich an gähe Felsen kam, über die nicht herunterzukommen war. Ich kam endlich an bebautes Land, und befand mich also mitten in dem kleinen zu bemeldeter Hütte gehörigen Gütchen, muste queer über angebautes Land heruntergehen, und mich durch die da angepflanzten Weinreben arbeiten, mich oft an diesen oder an kleinen Bäumen fest halten, um auf dem steilen Boden nicht zu fallen. Auf einmal ward ich einen Mann gewahr, der der Eigenthümer dieses Gütchens war. Ich besorgte, er würde unwillig seyn, zwey ihm unbekannte Menschen anzutreffen, die von einer so ungewöhnlichen Seite her in sein Eigenthum eingedrungen waren, und sich nun mitten durch dasselbe einen Weg bahnten. Aber höchst angenehm und rührend fand ich mich überrascht, als ich den Mann mit heiterm freundlichen Gesicht auf mich zukommen sah, um mir, wo das Absteigen beschwerlich war, die Hand zu bieten und mir herunter zu helfen. Ich konnte ihn wenig verstehen, aber die Zeichen machten seine Sprache verständlicher. Er nöthigte mich mit Gutherzigkeit in seine Hütte, um mir Erfrischung an-

anzubieten. Weil es eben in der Mittagsstunde war, und ich nach Hause eilte, so muste ich's verbitten. Er wandte sich darauf an meinen Bedienten, und verlangte, daß dieser wenigstens seinen Wein kosten sollte u. s. w. Ich gestehe, daß dieses menschenfreundliche Betragen mich ungemein rührte. Und so fand ich auch die Eigenthümer der Küchengärten, in welche ich gar oft, da ich der Wege unkundig war, herübersteigen muste, um wieder auf einen gebahnten Weg zu kommen. In manchem andern Lande würden die Leute den sehr unfreundlich empfangen, der, wie ich hier bisweilen aus Noth that, in ihre Gärten eingedrungen wäre. Aber hier fand ich sie überal höflich und gefällig, und ich habe den vortheilhaftesten Begrif von dem leutseligen Karakter der hiesigen Einwohner mit mir genommen.

Die Gegend um Hieres besteht aus einem ganz ebenen niedrigen Lande, das ringsherum von Bergen eingeschlossen ist, ausser an der Mittagsseite, wo es an das Meer stößt. Diese Ebene ist ungefähr eine gute Stunde Weges lang und breit. Wenn man mitten darauf ist, so glaubt man so gänzlich von Bergen umringt zu seyn,

 daß

daß nirgend kein Ausgang sey. Indes geht doch von hier aus gegen Abend hin ein schmales Thal bis nach Toulon. Das ebene Land wird durch einen kleinen Fluß, Gapaud genannt, der von Norden her tief aus den Gebirgen kömmt und ins Meer fliest, in zwey Hälften getheilt, davon besonders die an der Abendseite, oder rechten Hand des Flusses, sehr fruchtbar ist.

Die dies kleine Land umgebenden Berge theilen sich in eine grosse Menge von Hügeln verschiedener Grösse und Form. Viele derselben sind nackende Felsen; andre sind mit dem Pinaster und mancherley Gesträuch bewachsen. Alle diese Berge sind durchgehends sehr steil. Der untere Theil ist meistens angebaut, muste aber überal zu diesem Behuf in Terrassen eingetheilt werden. Doch ist das an diesen Bergen bebaute Land rauh und sehr steinig. Nur die Olivenbäume, mit denen es überal reichlich besezt ist, kommen gut darauf.

Das ebene Land läuft gegen die See allmählig aus und wird morastig, so daß man nur an wenig Orten wirklich bis an die See kommen kan. Vor diesem Lande, etwan eine Stunde

weit

weit ins Meer hinein, liegen die ziemlich hohen Hierischen Inseln, zwischen denen und dem festen Land eine weite, aber seichte und vollkommen sichre Bucht liegt. Nur an ein paar Orten sieht man zwischen den Inseln auf das hohe Meer hinaus.

Es scheint allerdings, daß diese ganze Ebene um Hieres ehedem eine Bucht der See gewesen sey. Herr Büsching sagt in seiner Geographie, daß vormals bey Hieres ein Hafen gewesen, und daß hernach die See sich auf zweytausend Schritte zurückgezogen habe Man kan hier wohl errathen, was es mit diesem Zurücktreten des Meeres, so wie vermuthlich an vielen andern Orten, wo sich dieses zugetragen haben soll, für eine Bewandnis hat. Die Bucht war sehr seicht, und ist allmählig durch die, von dem bey Regenwetter sehr anschwellenden Flus, hergeführte Steine und Erde ausgefüllt worden. Also muste freylich das Wasser zurückweichen, da es von Erde und Steinen verdrängt ward. Dergleichen Ausfüllungen seichter Buchten, in welche sich Flüsse ergiessen, musten nothwendig mit der Länge der Zeit seltner werden, weil endlich, nach viel tausendmal wie-

derholten Anschwellungen der Flüsse und der von den Seiten in dieselben strömenden Bäche, alle an den Ufern befindliche Steine und Erde weggeführt worden, so daß gegenwärtig diese Bäche und Flüsse feste Ufer haben. Es geschieht noch jezt, daß, nach langem Regenwetter, oder bey plötzlichem Aufthauen des den Winter über in den Bergen gesammleten Schnees, der gedachte Flus aus seinen Ufern tritt und das Land herum auf 5 bis 6 Fus hoch überschwemmt. Da er aber jezt nur noch wenig Steine und Erde auf seinem Laufe mit fortreißt, so lassen solche Ueberschwemmungen auch keinen beträchtlichen Bodensatz mehr zurück.

Ausser diesem Flusse kommen noch hie und da, aus einigen zwischen diesen Bergen liegenden engen Thälern, kleine, sehr magere Bäche heraus, die sich nach und nach in etwas grössere sammeln, und, nachdem sie von den fleißigen Einwohnern zur Wässerung ihrer Gärten und Wiesen gebraucht worden, durch die Ebene ins Meer fliessen.

An der nordwestlichen Seite der dieses kleine Land umgebenden Berge, gerade da, wo sich das

enge

enge gegen Toulon heruntergehende Thal öfnet, liegt die Stadt Hieres, an einen der höchsten, sehr steilen und oben ganz spitzigen Berg gebaut. Gerade über der Stadt läuft dieser Berg in eine völlig nackende Felsspitze aus, die man in einiger Entfernung für Mauern und Thürme einer über die Stadt gebauten Zitadelle halten mögte. Von der Ebene her hat die Stadt wegen der steilen Anhöhe, an die sie gebaut ist, ein ziemlich prächtiges Ansehn, und verschiedene Kirchen und Gebäude fallen von der Höhe herunter sehr gut ins Aug. In der Nähe aber und innerhalb ist der Ort sehr unangenehm. Er hat zwar hohe und maßiv gebaute Häuser, aber sehr enge, daher finstere und an einigen Orten sehr steile Straffen. Der obere Theil der Stadt liegt auf einem hohen und sehr schwer zu ersteigenden Felsengrund. Daselbst befindet sich ein adliches Fräuleinstift und ein Kollegialstift von zwölf Chorherren. Es wohnen auch verschiedene adliche und einige wohlhabende bürgerliche Familien darin, aber weit der gröste Theil der Einwohner besteht aus Ackerleuten, einigen Handwerkern und Krämern.

Nicht nur etwas seltene, zum feineren Leben gehörige, sondern auch alltägliche gemeine Bedürfnisse sind hier nicht zu kaufen, sondern müssen aus Toulon, das drey Lieues von Hieres liegt, dahin geholt werden. Dazu aber ist die Einrichtung gut, weil fast alle Tage Gelegenheit ist. Ich hatte eine Frau bestellt, die meine Pourvoyeuse war, und dreymal die Woche den Zettel bey mir abholte, auf dem das Nöthige, was ich brauchte, verzeichnet war, und hernach diese Sachen mir ins Haus brachte. Zur Belohnung gab ich ihr jedesmal nach Gutdünken einige wenige Sols, und sie war allemal wohl zufrieden. Auf diese Weise läst man Fleisch, Fische, Obst, Kaffee, Zucker u. d. gl. aus Toulon holen. Sogar Dinte konnte ich in Hieres nirgends zu kaufen bekommen. Aber an sehr guten Gartengewächsen ist hier ein Ueberflus, und das Brod ist das Beste, das ich jemals gegessen habe. Holz ist etwas selten und wird zentnerweise gekauft, der Zentner für 9 Sols.

Gegen die Ebene herunter und ganz auf der Ebene, besonders in dem gegen Toulon hinlaufenden engen Thale, ist die Stadt mit unzähligen

gen

gen Gärten umgeben, in deren jedem eine Bastide, das ist, ein nach den Umständen mehr oder weniger grosses, allezeit aber maßives Wohnhaus ist. Die nächsten Gärten an der Stadt sind mehrstentheils blos mit Zitronen- und Oranschenbäumen besetzt, auch mit hohen Mauern umgeben. Eine Menge ganz enger Gäschen geht ins Kreuz und in die Quere zwischen diesen Mauern durch, so daß das Ganze einem Labyrinth gleich wird, aus dem sich ein Fremder nicht wol herausfinden kan. Dieses macht das Spazierengehen etwas beschwerlich, weil man, um etwas ins Freye zu kommen, erst durch diesen Labyrinth hinaus muß.

Diese Zitronen- und Pomeranzengärten sind meistens durchgehends blos auf die Nutzung dieser Bäume eingerichtet, die man in dem ganzen Garten so nah an einander setzet als möglich. Der Garten, in dem ich wohnte, war gar nichts als ein mit solchen Bäumen bepflanzter Platz: Sie waren überal acht Fus aus einander gesetzt; man konnte also nirgends darin herumgehen, weil keine Gänge gelassen waren. Ich bin auch nur ein einzigesmal auf zwey Minuten darin gewesen. Die etwas weiter entlegenen Gärten sind

besser

besser eingerichtet, und in Quartiere und dazwischen liegende Gänge eingetheilet. Da werden die Pomeranzenbäume so gesetzt, wie bey uns die Obstbäume in Küchengärten, und man gönnet auch andern Bäumen, als Obstbäumen, Mandel-, Feigen-, und Kirschenbäumen Raum; das Land aber wird zu Pflanzung der Küchengewächse gebraucht. In ganz entlegenen Orten werden wenig Pomeranzenbäume gesetzt, und die Gärten dienen da fürnehmlich zum Anbau der Küchengewächse und der Blumen. Eigentliche Lustgärten, oder auch nur einzele kleine Lustreviere, findet man hier auch in grössern Gärten nicht; alles ist auf den Gewinn eingerichtet. Zur Lust sieht man etwan ein Paar hohe traurige Zypressen am Eingang des Gartens, und wo rechte Pracht seyn soll, etwan ein Paar Dattelbäume.

Der Handel mit Zitronen und Oranschen macht hier ein beträchtliches Gewerb aus. Alles wird hier in Kisten verpackt und verschickt. Der Ertrag ist beträchtlich. Man hat mir einen Garten gezeigt, den ich 9 höchstens bis 10 Morgen, jeden von 180 rheinländischen Quadratruthen, schätzte; aus diesem sollen, in mittelmäßigen Jahren,

ren, für 8 bis 9000 Livres Zitronen und Pomeranzen verkauft werden; in ganz fruchtbaren Jahren soll der Ertrag auf 14,000 Livres gestiegen seyn. Doch wird das Hundert solcher Früchte nur für 1 Livre, oder 6 Gr. sächsisches Geld verkauft. Aber auch aus den abfallenden Blüthen wird Nutzen gezogen. Sie werden gesammelt und den Parfümeurs verkauft; denn es giebt in Marseille und allen grossen Städten dieser Seeküste viel Fabriken, wo Parfüms und wohlriechende Pommaden gemacht werden. Man hat deswegen in den Gärten auch andre wohlriechende Sträuche und Blumen, wie Schasmin, die Accacia Mimosa, deren Blumen einen sehr lieblichen Geruch haben, u. a. m.

Auch mit Küchengewächsen und Blumen wird hier ein starker Handel getrieben. Alle Arten Kohl sind sehr delikat, und es werden ganze Felder mit Artischocken bepflanzt. Fast alles dieses wird nach Toulon und Marseille geschickt, so wie auch die Blumen, die hier zu einer Jahrszeit aufblühen, da man an diesen weniger warmen Orten keine mehr hat. Also ist die Gärtnerey hier ein beträchtlicher Nahrungszweig.

Meist

Meist alle Gärten können gewässert werden. Es ist angenehm zu sehen, wie artige und künstliche Einrichtungen hier gemacht sind, das wenige laufende Wasser zu nutzen. Man sieht überall längst den Gartenmauern kleine gemauerte Wasserleitungen, die so angelegt sind, daß man nach Erfordernis das Wasser kan in die Gärten leiten, oder vorbeyfliessen machen.

Der gröste Theil des ebenen Landes aber besteht aus Aeckern und Wiesen, deren Boden sehr fruchtbar scheint. Das Ackerland ist, wie in dieser Provinz durchgehends, in schmale Streifen eingetheilt, die wechselsweise mit Weinreben bepflanzt sind, und mit Weizen angesäet werden. Ausserdem aber sind sie noch reichlich mit Oliven- Feigen- und auch etwas Mandelbäumen besetzt. Die Weinreben werden hier nicht angeheftet. Sie bestehen aus alten dicken Stämmen von etwan einer halben Elle hoch. Diese treiben jährlich Schosse aus, welche denn bis auf zwey Augen beschnitten werden. Der Landmann weis dieses so gut zu regieren, daß immer junges tragbares Holz austreibt, ohne daß der dicke Stamm durch Anwachs erhöht wird.

Man

Man findet häufig in den Weinfeldern kleine viereckige Plätze, etwa 10 Fus ins Gevierte, die mit Steinen gepflastert und dann mit Kalk übergossen sind, so daß der Boden fest und eben ist. Um drey Seiten eines solchen Platzes sind kleine, etwa drittehalb Fus hohe Mauern gesetzt; an der vierten sind sie offen. Der Boden ist von der offenen Seite gegen die hintere Mauer etwas abhängig, und mitten an der hintern Mauer dicht am Boden geht ein kleiner gemauerter Kanal durch die Mauer. Diese Plätze dienen dazu, daß bey der Weinlese die abgeschnittenen Trauben darauf zusammengetragen werden. Hier werden sie hernach abgeholt und auf Eseln in die Stadt unter die Presse gebracht. Das Loch an der hintern Mauer hat die Absicht, den Traubensaft, der etwan ausläuft, durchzulassen; da denn ausserhalb der Mauer ein Gefäß vorgesetzt wird, ihn aufzufassen.

Wo die Ebene anfängt an die Berge zu stossen und am untern Theil der Berge selbst beginnt das Land rauh zu werden. Es ist da in breitere und schmälere Terrassen abgetheilet, und diese dienen meist zum Weinbau. Ausserdem aber ist alles

alles höhere Land noch reichlich mit Olivenbäumen besetzt. Hie und da sieht man auch wohl noch auf etwas breiten, nicht sehr steilen Höhen Weitzenäcker. Die obersten Höhen der Berge sind entweder kahle Felsen, oder sie sind mit schlechten Bäumen, nämlich niedrigen und übelgewachsenen Pinastern und verschiedenen Arten Eichen, dann mit kleinerm Gesträuche, Wachholdern, Rosmarin, Cystus, bewachsen.

Der Theil, der jenseits des Gapaud liegt, ist rauher, aber reichlich mit Olivenbäumen besetzt, und einen beträchtlichen Theil dieser Ebenen nehmen die weitläufigen Salines, davon ich hernach sprechen werde, und die da herum liegenden Moräste ein.

Die ganze Gegend ist überhaupt sehr angenehm und in den Wintermonaten sehr gesund. Daher kommen alljährlich verschiedene kränkliche Personen aus andern Ländern hieher. Es sind für die, so gut zu Fusse sind, angenehme Spaziergänge, denen es aber bey hellem Wetter an Schatten fehlt. Ein Ausländer, der sich hier aufhalten will, und an Butter und Milch gewöhnt ist, thut wohl, wenn er einen Vorrath von

von Butter und eine Kuh dahin bringen läßt; denn Butter ist da gar nicht zu haben, und keine andre Milch als von Ziegen. Kühe sind höchstselten, so wie die Pferde. Das einzige Vieh, das man hier hat, sind Esel und Ziegen. In einer ganz abgelegenen Gegend habe ich einmal einige Ochsen auf einer Weide gesehen.

Ausser den schönen Gegenden und mannigfaltigen Aussichten, die diese Spatziergänge angenehm machen, fand ich ein besondres Vergnügen daran, hier so vielerley Bäume und Gewächse anzutreffen, die wir in Deutschland in Gewächshäusern überwintern müssen. An den Wegen und überall, wo Anhöhen sind, trift man vornehmlich folgende Gesträuche an: den Granatapfelbaum, den Mastixstrauch (Lentiscus,) die Myrte mit dem grossen Blat, den gelben Schasmin, Geisblat, verschiedene Arten immergrüner Rosenstauden u. a. m. Höchst angenehm aber werden die Spaziergänge durch eine in allen Hecken häufig wachsende Staude mit lieblich riechender Blüthe (Smilax aspera fructu rubente; C. B.) wovon im Herbst die ganze Gegend durchdüftet wird. Nicht weniger ergötzend für das

Aug ist der unter anderm dichten Gesträuch, besonders an etwas feuchten Orten wachsende Ruscus, ein kleiner Strauch, dessen steife wie Pergament glatte Blätter ein vortrefliches Grün zeigen, das durch das hohe Roth der mitten aus dem Blat wachsenden Frucht einer grossen runden Beere noch erhöht wird.

Auf dem obern und rauhern Theil der Berge findet man den oft erwähnten Pinaster, die immer grüne Eiche mit stachlichem Blatte, und die Korkeiche, deren äusserste Rinde das Pantoffelholz giebt, die aber hier nicht sehr groß wird. Unter den kleinern Gesträuchen ist besonders der Erdbeerbaum (Arbutus renedo) sehr angenehm. Im späten Herbst findet man insgemein Blüthen, halb und ganz reife Früchte zugleich darauf und alle schön. Die reife Frucht sieht wie eine grosse Erdbeere aus, hat auch beynah den Geschmack, doch weniger fein und etwas säuerlich. Sie hängt an langen Stielen, wie die Kirschen. Die ausgewachsenen, noch nicht reifen Früchte sind von schöner gelber Farbe. Der Wachholderstrauch ist hier auch schön und trägt grosse braunrothe Beeren.

Ich

Ich habe vorhin der grossen Salzwerke gedacht, die eine Stunde weit von Hieres am südöstlichen Ende dieser Ebene liegen, und will hier eine Beschreibung davon geben. Sie bestehen überhaupt aus vielen nah an der See liegenden, in die Erde ausgegrabenen Becken, oder Wasserbehältnissen, die mit Meerwasser können angefüllt werden, welches darin ausdünstet und das Salz zurückeläst. Der ganze Plaz zu diesen Anstalten ist ein grosses Viereck, das etwan eine Stunde Wegs im Umfang hat, und mit einem tiefen Graben mit Seewasser angefüllt und mit einem Wall verwahrt ist, daß niemand heimlich herüberkommen könne. Der Eingang zu diesem Plaz geht durch ein Thor, neben dem noch verschiedene Gebäude für die Arbeiter stehen.

Dieser Wall umschliest alle Wasserbehältnisse, deren jedes mit einem besondern Damm umgeben ist, folglich sein Wasser ohne Ausfluß behält. Neben diesen Dämmen sind überall wieder besondere Kanäle, vermittelst deren man mit kleinen Kähnen an jedes Wasserbehältnis anfahren kan, um das Salz abzuholen. Ferner ist allemal zwischen zwey Behältnissen ein Plaz, auf welchem,

 ver-

verschiedene halb in Gruben eingesenkte Schöpfräder angebracht sind, die von Pferden getrieben werden. Diese dienen dazu, daß das Wasser aus einem Behältnis in das andre herübergeschöpft werden könne.

Aus den Kanälen werden die Behältnisse mit Seewasser angefüllt, um darin auszudunsten. Um aber aus einem Behältniß auf einmal desto mehr Salz zu erhalten, wird die Sohle, wenn das Wasser bis auf einen gewissen Grad ausgedünstet ist, mit neuem Wasser vermehrt, bis man sie für stark genug hält, da sie denn der völligen Ausdünstung überlassen wird. Wenn diese geschehen, wird das zurückgebliebene Salz gesammelt und auf trocknen Plätzen in Haufen geschlagen, worauf das Behältniß wieder mit neuem Wasser angefüllt wird. Wenn das Wasser meist ausgedunstet ist, und das Salz schon da liegt, muß man sich in Acht nehmen, daß kein Regen darauf falle, der es wieder auflösen würde. Dieses wird dadurch verhindert, daß man bey einfallendem Regen das Salz mit neuer Sohle bedeckt. Diese löset nichts von dem schon vorhandenen auf, und wird auch von dem Regen nicht so verdünnet, daß etwas aufgelöst würde.

Das fertige Salz wird von den Haufen nach dem Magazin geschafft. Dieses ist ein sehr langes, mit starken Mauern, die ein länglich viereckiges Fort ausmachen, umgebenes Gebäude, das dicht am Meer steht. Von da wird es in die Schiffe geladen, die es weiter bringen.

Es werden jährlich 90 bis 100,000 Minat Salz hier gemacht. Der Minat hält gerade einen Zentner. Der König, oder vielmehr die Generalpachter bezahlen dem Eigenthümer dieser Werke für jeden Minat 5 Sols. Dafür muß er das Salz an die Schiffe liefern, und die kostbare Unterhaltung der Werke auf seine Rechnung nehmen. Die Unkosten, oder jährlichen Ausgaben belauffen sich auf 14,000 Livres, folglich bleiben dem Eigenthümer wenige 1000 Livres jährliche reine Einkünfte von diesem schönen Werk übrig. Die Pächter verkaufen für einen Louisd'or, was ihnen 5 Sols kostet. Vermuthlich frägt jeder, der dieses liest, ob die Vorfahren des jetzigen Besitzers, die dieses Werk angelegt, sich die Mühe würden gegeben haben es einzurichten, wenn sie vorher gesehen hätten, daß ihren Nachkommen nur etwa der hundertste Theil des Ertrags würde gelassen werden.

Bey dem Magazin wohnt ein Offizier, der wenig Mannschaft zur Bedeckung dieser Werke unter sich hat.

Von den Bergen, welche die Ebene bey Hieres umgeben, bleiben mir noch einige Anmerkungen zu machen übrig. Die, welche an der Nordseite liegen, bestehen aus einem grauen ein wenig ins Röthliche fallenden Glimmerschiefer, der sich etwas fettig anfühlt, und an der Luft ziemlich verwittert. Die Erde, womit diese Berge nur dünn bedeckt sind, scheint blos von diesem verwitterten Schiefer herzurühren. Seine Schichten sind meistens sehr dünne, so daß sie nur die Dicke eines Papiers haben. Ich habe auch hier gefunden, was ich schon in mehrern Schieferbergen wahrgenommen habe, daß hie und da eine Schicht eines ganz andern Gesteins von Quarz- oder Kieselart darinn vorkommt, und daß in diesen Quarzschichten sich verschiedene in Kristallen angeschossene Steine finden. Es läßt sich schwerlich errathen, wie diese fremdartigen Schichten unter die andern gekommen sind.

Die gegen Mittag an der Seeküste liegenden Berge sind etwas weniger hoch, als die an der Nord-

Nordseite, und sind von ganz andrer Art. Ihr Gestein ist kalkig, entweder blosser Kalkstein, oder mehr und weniger feiner Marmor. Hie und da sind Steingruben, wo er gebrochen wird. Die gemeinste dieser Marmorarten ist dunkelgrau und nur halb fein; der beste ist weis und röthlich gefleckt. Dieser ist sehr hart und nimmt eine gute Politur an. Die Schichten dieser Steine sind von 3 bis 4 Zoll, bis auf so viel Fus stark. Zwischen den Schichten liegt eine feine rothe Boluserde, in welcher sich artige Spathkristalle finden.

Auf einem dieser mittäglichen Berge fand ich, in einer vollkommen rauhen und ganz steinigen Gegend, unter dem Schutt der von dem Felsen sich losmachenden und herunterfallenden Steine, ein Stück feinen weissen, sogenannten salinischen Marmors, das offenbar ein Bruchstück von einem antiken Werk war; denn man sah deutlich einige architektonische Glieder daran ausgehauen. Sonst sind da keine Spuren irgend eines zerfallenen Gebäudes zu sehen.

Ich habe gleich Anfangs dieser Anmerkungen über Hieres die Gemüthsart der hiesigen Einwohner gerühmt. Ich will hier noch hinzuthun,

 daß

daß sie mir ein arbeitsames und sparsames Volk geschienen haben. Des Morgens früh sieht man ganze Familien aus der Stadt zur Arbeit aufs Feld gehen. Die Mütter tragen ihre noch säugende Kinder in der Wiege auf dem Kopf mit sich, und auf den Abend ziehen sie so wieder in die Stadt. Sie haben deswegen mitten auf ihren kleinen Ackergütern kleine steinerne Gebäude, in denen sie sich in der Mittagsstunde ausruhen, und wo sie vor Hitze und Regen Schutz finden.

Die Felder sind durchgehends gut angebaut, und werden durch Umgraben bearbeitet, weil es hier an Vieh fehlet. Höchst aufmerksam ist man, alles, was zum Düngen dienlich ist, zu sammeln und zu Rath zu halten. An den Bergen traf ich gar oft neuausgerodete und zum Ackerbau zurecht gemachte Plätze an.

Es fiel mir oft ein, dieses Volk mit den Einwohnern kleiner Städte in der Schweiz und kleiner Reichsstädte zu vergleichen, und die Vergleichung war für die letztern gar nicht vortheilhaft. Diese, die meistens ansehnliche Gemeingüter haben, davon wenigstens ein Theil des Ertrages den Bürgern zufließt, sind bey weitem nicht so arbeit-

sam

sam als die Bürger in Zieres. Man sieht oft ganze Truppe müßig auf den Gassen stehen, oder in den Weinhäusern sitzen. Sie leben lieber sehr ärmlich zu Hause, als daß sie sich durch Arbeit besser setzen.

Man kan hieraus abnehmen, daß der rohe natürliche Mensch die Arbeit haßt und den Müßiggang liebt, und daß nur Noth oder Ueberlegung ihn zur Arbeit zwingt. Die Noth ist das gemeinste Mittel dazu; in der Ueberlegung muß man es schon weit gebracht haben, um zu fühlen, daß eine ordentliche Arbeit, und die daher entspringenden Vortheile die besten Mittel sind, ein vergnügtes und zufriednes Leben zu führen.

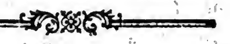
Es giebt Politiker, die behaupten, daß starke, kaum zu erschwingende Außagen ein Mittel seyn, das gemeine Volk zur Arbeit zu zwingen. Allerdings arbeiten durch Außagen gedrückte Menschen aus Noth mehr, als ein noch unvernünftiges Volk, das ohne viele Arbeit seine Nothdurft zu befriedigen findet. In so fern ist jene Behauptung wahr. Aber das wahre Mittel, innern und dauerhaften Trieb zur Arbeitsamkeit zu erwecken, ist die Erweckung des Gefühls für

Wohlstand und die Annehmlichkeiten des Ueberflusses. Wer erst recht fühlet, daß Ordnung und Arbeit ihm nicht blos das Nothdürftige zuwege bringen, sondern auch etwas Ueberfluß, woraus denn ein leichter und fröhlicher Genus, und eine beständige Vermehrung der Mittel zu demselben entsteht, der wird gewis Lust zur Arbeit bekommen. Die so entstandene Arbeitsamkeit aber ist jener, die durch Noth erzwungen worden, weit vorzuziehen.



Be.

Beschreibung
der
Stadt Nizza und der umliegenden Gegend,
wie auch
des Fürstenthums Monaco.



Das Ufer des Meerbusens von Antibes ziehet sich von dieser Stadt an gegen Nordost in einem Zirkelbogen herum, dessen Sehne von Südwest nach Nordost läuft. An dem nordwestlichen Ende derselben liegt Nizza, in gerader Linie etwa drey deutsche Meilen von Antibes. Beyde Städte liegen unmittelbar am Meer, und so, daß man von der einen die andere gerad im Gesichte hat. Von dieser Lage hat Antipolis, die gegenüber liegende Stadt, von den ehmaligen griechischen Einwohnern von Nicaea, dem heutigen Nizza, erhalten.

Die Ufer des gedachten Meerbusens sind ganz flach; aber in einer geringen Entfernung von

der See erheben sich kleine Hügel, die sich gegen das Land herein an die höheren Berge der Provence anschliessen. Von Nizza aus gegen Genua hin sind die Küsten meistentheils sehr hoch, steil und felsig. Diese hohe Küste fängt gleich neben Nizza an.

Nizza hat die Form eines Dreyecks, dessen kleinere gegen Süden gekehrte Seite an das Meer, die beyden andern aber am nördlichen Ende der Stadt zusammenstossen. Dicht an der Abendseite fliest der bey trockenem Wetter sehr seichte, zu andern Zeiten sehr stark anlaufende und alsdann sehr breite Flus Paglion, 1) der sich hier ins Meer ergiest. An der Morgenseite der Stadt aber liegt ein hoher, vom Meer an einige hundert Schritte ins Land hineinlaufender und ganz ein-

1) Plinius sagt in seiner Geschichte der Natur (Buch III. K. 5.) Igitur ab amne Varro Nicaea oppidum a Massiliensibus conditum; fluvius Padus u. s. w. Hier muß offenbar, wie auch in einigen Manuskripten steht, fluvius Palo gelesen werden; denn er meynet den Paglion. Auch die folgenden Worte: alpes, populi alpini multis nominibus, sed maxime capillari; oppidum Vediantiorum civitatis Cemelion, portus Herculis monoeci, gehen alle, wie aus der Beschreibung des Plinius zu sehen ist, auf die nahe um Nizza liegenden Oerter.

einzeln stehender Felsenberg. Auf der beträchtlichen, etliche hundert Fus betragenden Höhe dieses Felsens lag das ehedem für unüberwindlich gehaltene, 1704 aber vom Marschall de Catinat eingenommene und jetzt gänzlich zerstörte Schlos Nizza.

Die ganze Stadt mit diesem Berg, dessen Grund ungefähr eben so viel Raum einnimmt, als die Stadt selbst, kan man gemächlich in weniger als einer Stunde umgehen.

Zwischen gedachtem Felsenberg und dem wenige hundert Schritte ostwärts gegenüber liegenden, sich von der See nordwärts ins Land hineinziehenden Berg Montalban liegt der Hafen von Nizza. Seit kurzem ist von der Stadt aus an der Seeküste ein sehr schöner und breiter Weg, 30 bis 60 Fus hoch über die See, an dem Felsen ausgehauen worden, durch den man von dem untern oder südlichen Quartiere der Stadt nach dem Hafen gehen und mit Wagen fahren kan.

Die Mittagsseite der Stadt ist durch einen hohen und festen gemauerten Wall gegen das Anprellen der Wellen geschützt. In diesem Wall sind Gewölber ausgemauert, welche zu Magazi-

nen

nen der Kaufmannsgüter dienen: oben auf demselben aber ist eine Platteforme zum Spazierengehen. Die Abendseite ist gegen den Paglion mit einem hohen, ausserhalb mit einer starken Mauer bekleideten Erdwall versehen, der meistens mit Steinen ausgepflastert ist, weil er so wohl zum Reiten und Fahren, als zum Gehen gebraucht wird. Aus der Stadt führen Treppen auf diesen Wall, und von da gehen auch solche an die steinerne Brücke, die über dem Paglion nach einer Vorstadt führt, herunter. Man kan also von der West- und Nordseite auf diesen Wall und von da in die Stadt kommen, so daß sie ein völlig offener Ort ist, obgleich sowol in dem Wall als an der Süd- und Nordseite der Stadt Thore sind. Wer nicht Lust hat durch die Thore zu gehen, geht über den Wall frey aus und ein.

Nichts ist schöner, als der Spaziergang um die Stadt herum. Man kan, von einer breiten, längs dem vorher erwähnten hohen am Meer gemauerten Wall laufenden Strasse, vermittelst einer schönen steinernen ganz neu angelegten Treppe, auf die Platteforme dieses Walles kommen. Von da geht man längs dem Meer auf dem

Walle

Walle gegen Abend, und hat den ganzen Meerbusen, die völlige Küste mit ihren Hügeln und die Stadt Antibes gerade vor sich. Von diesem gemauerten Wall kommt man auf den an ihn anschliessenden ebenfalls hohen Erdwall, auf dem man nordwärts hingeht. Von diesem hat man eine bezaubernde Aussicht, erst auf die kleine flache, mit viel hundert Gärten und Gartenhäusern besetzte Gegend um die Stadt, und dann auf die umliegenden kleinern, gleichfalls mit unzähligen Bastides, oder Landhäusern, geschmückten, und mit Olivenwäldern bedeckten Berge, hinter denen mehrere Reihen immer höherer Berge die Häupter emporheben.

Wenn man auf diesem Wall an das nördliche Ende der Stadt gekommen ist, so geht man herunter und kommt auf einen schönen breiten Weg an dem Fus des gedachten Bergfelsens östlich an demselben herum bis ans Meer. Auf diesem Wege hat man wieder erst einen schmalen Strich ebenes in Gärten eingetheiltes Land, jenseit desselben den Berg Montalban mit der oben auf demselben liegenden kleinen Festung im Gesichte; hernach kommt man an den Hafen, um welchen

eine

eine Menge kleiner Häuser zur Bewirthung des Schifsvolks zerstreut liegen. Gegen das Meer geht dann der sehr schöne am Felsen ausgehauene Weg an, der wieder an den gemauerten hohen Wall führt, von dem man zuerst ausgegangen ist. Von diesem Weg hat man einen Theil der hohen Seeküste gegen Genua im Gesicht und das offene Meer, über welches man bey hellem Wetter die hohen Gebirge auf Korsika zu sehen bekömmt. Dieses ist der schönste Spaziergang, der sich erdenken läst.

Ein über die Beschreibung prächtiges Schauspiel aber geben, auf dem neuen Weg nach dem Hafen, bey etwas hoher See, die sich an den hervörstehenden Klippen des Felsenberges brechenden Wellen. Das schäumende Wasser springt nach dem Anprellen in hundert Gestalten, wie prächtige Springbrunnen, in die Höhe. Ein Theil desselben fällt auf die höhern und niedrigern Felsen von mannigfaltiger Form und Gestalt, und läuft davon in hundert veränderten Kaskaden wieder ab. Auf diese Springbrunnen und Kaskaden sieht man von dem hohen darüber liegenden Weg herunter, und siehet sich nicht satt.

Die

Die Stadt selbst hat innerhalb wenig Annehmlichkeit. Die Strassen sind enge und bey den meistens hohen Häusern etwas düster, bey nassem Wetter sehr unreinlich und von üblem Geruch, obgleich gut gepflastert. Nur das mittägliche Quartier, das neuer ist, hat breitere und ganz gerade Strassen, ist überhaupt wohl bebaut und hat einen ziemlich grossen ganz regulären viereckigen Platz, wo die Wachtparade gestellt wird.

An öffentlichen Gebäuden hat die Stadt nichts, das bemerkt zu werden verdiente, ausser dem schon erwähnten hohen gemauerten Wall und der von der Strasse her darauf führenden mit Marmor bekleideten Treppe, die eben, als ich mich da aufhielt, fertig ward. Die Kirchen haben insgemein gute, doch mit zu viel Gesimsen und Verkröpfungen überladene Vorderseiten. Die Häuser des neuen Quartiers, besonders an dem Paradeplatz, sind sehr groß und wohlgebaut. Einige gar wenige in der Stadt sind von guter Bauart, sonst sind die Häuser durchgehends schlecht, kündigen schon von aussen die innre Unreinlichkeit und eine gänzliche Sorglosigkeit in Ansehung der Unterhaltung und Ausbesserung des Schadhaften an.

Die Treppen in den Häusern sind insgemein gemauert und die Tritte mit dünnen Platten von schwarzem Schiefer belegt. Verschiedentlich werden solche Platten auch zur Bekleidung der Thürgewände und der Fenster gebraucht. Sie werden aus dem Genuesischen hergebracht und thun im Bauen grosse Dienste.

Inwendig sind die Häuser durchgehends sehr unreinlich, und auf den Treppen meistens von ziemlich üblem Geruch. Es wird nichts weder gewaschen, noch ausgebessert. Da bey den engen Strassen die Zimmer an sich schon wenig Licht haben, wird nicht einmal dafür gesorgt, daß die Fenster rein gehalten werden. Ich habe, und nicht in den geringsten Häusern, solche gesehen, die wegen des auswendig darauf sitzenden Standes und inwendig von Fliegen herkommenden Schmutzes fast ganz undurchsichtig geworden waren. Man kan sich schwer in die Empfindungsart solcher Menschen setzen, die eine so ekelhafte Unreinlichkeit ertragen können. Ohne Zweifel trägt diese viel zu der ungeheuern Menge Fliegen bey, die hier gezeugt werden. Alle Spiegel müssen mit Vorhängen von Flor bedeckt werden, wenn sie

nicht

nicht in wenigen Tagen von den Fliegen unbrauch-
bar gemacht werden sollen. Wenn ich höchstens
ein Dutzend der besten Häuser in dieser Stadt
ausnehme, so wäre es mir nicht möglich in ir-
gend einem der übrigen zu wohnen.

Ich halte die Stadt auch im Winter für un-
gesund. Die Häuser können nicht gelüftet wer-
den, und sind, weil die Sonne fast nirgend hin-
kommen kan, kalt und feucht. Wenn man nun
im Winter bey schönem Wetter, wie fast täglich
geschieht, spatzieren geht, so kommt man doch in
einige Wärme und wird beym Eintreten in die
Häuser wieder kalt, kan sich auch in den meisten
Häusern nicht einmal wärmen, da selten Kamine
in den Zimmern sind.

Uebrigens sieht es in der Stadt lebhaft ge-
nug aus, denn sie scheint für ihre geringe Grösse
stark bewohnt, und den ganzen Tag findet man,
ausser den Einwohnern, eine grosse Menge Land-
volk auf den Gassen.

Von der Lage des Hafens habe ich bereits
gesprochen. Er ist ganz durch Kunst gemacht.
Die Natur hat dazu weiter nichts gethan, als
daß sie zwischen dem Felsenberg, daran die Stadt

liegt, und dem Berg Montalban einen schmalen Strich niedriges Land, das an die See stößt, gelassen hat. Dieses ist ausgegraben und zum Hafen vertieft worden. Die Einfahrt in denselben ist durch zwey starke in die See gesetzte gemauerte Wälle, oder Molos, ins Enge gebracht. Gegenwärtig ist der Hafen noch klein und würde schwerlich 40 Handlungsschiffe beherbergen können. Man kan ihn aber, so weit man will, ins Land hinein verlängern, und es wird gegenwärtig wirklich an dieser Verlängerung gearbeitet. Es wäre aber nöthig, daß die Rhede vor der Einfahrt auch tiefer gemacht würde, denn es sind noch Felsen im Grunde, welche ganz beladenen Schiffen von 400 Tonnen und darüber die Einfahrt nicht verstatten. Daher dergleichen Schiffe erst in dem unweit davon liegenden Hafen von Villa Franca lichten.

Sonst wird an dem Hafen nichts gespart. Die Mole sind schön gebaut, und besonders der, den man bey der Ausfahrt linker Hand hat. Er hat inwendig gegen den Hafen viele Gewölbe, offene Nischen, in denen das Schifsvolk im Trecknen seyn und kochen kan. Jede Nische hat eine

aus der Mauer herauskommende, aus Erz gegossene Röhre mit einem Hahn, wodurch man sehr gutes und gesundes Wasser, nicht nur zum täglichen Gebrauch, sondern auch zum Schifsvorrath kan herauslaufen lassen. Am Ende dieser Mole neben der Ausfahrt stürzt dieses Wasser in einer sehr artigen Nische aus einem Löwenmaul und fällt in Kaskaden herunter. Dieses schöne Quellwasser wird durch gemauerte Wasserleitungen von einer Stunde weit her nach dem Hafen geleitet.

Gleich neben dem Hafen liegt ein fürtreflicher Steinbruch von einem weislichen marmorartigen Kalkstein, woraus die beyden Mole und die Ufer des Hafens gemauert sind.

Bey Gelegenheit dieses Steinbruchs muß ich zweyer Merkwürdigkeiten gedenken. Vor einigen Jahren hat man in dem Steinbruch, da man zwey durch eine sehr dünne Schicht getrennte Steine von einander spaltete, einen fast ganz verrosteten Kupfernagel zwischen diesen Steinen gefunden, der sich in den einen eingedrückt hatte. Der Baumeister, welcher die Aufsicht über die Arbeit am Hafen hat, sagte mir, der Nagel sey

 ihm

ihm weggekommen; er zeigte mir aber eine ganz wohl gezeichnete Abbildung mit Farben, die er selbst davon gemacht hatte. Kurze Zeit nachher fand man unweit vom Hafen noch mehr solche sehr wohl erhaltene kupferne Nägel, davon gedachter Baumeister mir einen schenkte. Ich habe ihn in das Naturalienkabinet der königl. Akademie der Wissenschaften zu Berlin gegeben.

Die andre Merkwürdigkeit dieser Seeküste sind die so genannten Dattelmuscheln, die ihren Namen von der einer Dattel ähnlichen Figur haben. Diese Muscheln fressen sich, wenn sie noch ganz klein sind, in den harten im Grund des Meeres liegenden Kalkstein ein, dringen darin immer tiefer, und so wie sie anwachsen und älter werden, erweitert sich auch der Gang, den sie sich im Stein ausgraben. Er ist aber nur um die Dicke von zwey oder drey Kartenblättern weiter, als die Muscheln dick sind, so daß sie sich darin nicht umwenden können. Ein Kalkstein von etwa drey Fus lang und einem Fus dick, der vor fünf Jahren versenkt worden, wurde, aus Gefälligkeit für mich, aus dem Grund heraufgeholt. Dieser war so sehr, so voll von diesen Datteln,

als

als auch von einer andern Art haariger Muscheln (Musculus) durchfressen, wie irgend ein altes Stück Holz von Würmern, und ich fand keinen Kubikzoll festen Stein daran. Ich ließ den Stein zerschlagen, und behielt einige Stücke mit den lebenden Muscheln eine Zeitlang in Seewasser auf. Die andern Datteln speiste ich wie Austern, und fand sie sehr delikat, von besserm Geschmack als die feinsten Austern aus der Nordsee. Als ich einige Zeit nachher den Chevalier de Forcener in Villa Franca besuchte, ließ er in meiner Gegenwart solche Steine aus dem dortigen Hafen ausfischen, die eben dasselbe zeigten, und wir verzehrten auch diese Datteln als wahre Leckerbissen.

Bey Gelegenheit des Hafens will ich auch hier anführen, was ich von der hiesigen Handlung gesehen habe. Sie ist, ungeachtet der Hafen für einen Freyhafen erklärt worden, sehr gering. Drey, oder vier Handlungshäuser können alle Geschäfte bestreiten. In den sechs Monaten, die ich mich hier aufhielt, sind kaum zwölf Schiffe angekommen, und auch nicht mehrere abgegangen.

Ausgefahren wird 1) eine beträchtliche Menge, sowol ganz feines, als auch geringeres Oel, daran die Grafschaft Nizza grossen Ueberflus hat. 2) Seide, sowol aus der Grafschaft, als die aus Piemont hieher gebracht wird. 3) Eine beträchtliche Menge Hanf, ebenfalls aus Piemont. 4) Reis, auch daher und in Menge. 5) Limonen, z) Zitronen und Pomeranzen in starker Menge. 6) Anchois, Sardellen, Tonfische, und dann in kleinen Fahrzeugen auch Gartengewächse. Ebenfalls etwas Leder. Von Fabrikwaaren wenig oder nichts, wenigstens sind in der Grafschaft Nizza, so viel ich weis, keine Fabriken.

Eingefahren wird 1) Getreide, an dem die Grafschaft einen gänzlichen Mangel hat. Der Getreidehandel wird aber auch hier auf Spekulazion getrieben, um das hier aufgeschüttete Getreid in vorkommenden Fällen wieder nach andern Seehäfen zu verfahren. Es kommen sogar Schiffe mit Getreid aus den englischen amerika-

[illegible] Ni-

---

z) Limonen sind die Früchte, die man in Deutschland Zitronen nennt, und Zitronen, was die Deutschen bittre Pomeranzen nennen.

nischen Kolonien hieher. 2) Alles Salz, was in der Grafschaft und in Piemont gebraucht wird. Dieses kommt aus Sardinien. 3) Alle Arten von Fabrikwaaren, und viele darunter, mit denen, wie man sagt, ein vortheilhafter Schleichhandel nach Frankreich getrieben wird. 4) Bauholz, und dann die zur Nothwendigkeit gewordenen feineren Lebensmittel, Zucker, Kakao, Kaffee u. s. w.

Beträchtlich kan die Handlung hier nie werden, nicht blos wegen der Nachbarschaft weit grösserer Handlungsstädte, wie Genua und Marseille, sondern auch wegen Mangel fahrbarer Strassen aus den innern Provinzen von Italien, oder von hier hinein.

So viel sey von der Lage und Beschaffenheit der Stadt gesagt. Ehe ich von den hiesigen politischen Einrichtungen und von den Sitten der Einwohner rede, will ich die umliegende zum Gebiet der Stadt gehörige Gegend beschreiben. Ein kleiner Strich Land an der nördlichen, nordwestlichen und westlichen Seite der Stadt ist ebnes Land. Nach Westen geht ein schmaler Strich solches Land bis an den Varo, längs dem Meerbusen.

busen. Das wenige der Stadt gegen Nordwesten liegende ebene Land, das in allem keine Quadratstunde ausmacht, ist mit nicht sehr hohen, in unzählige Hügel eingetheilten Bergen umgeben, hinter denen viel Meilen weit immer höhere und höhere Berge das Land beynah zu einer Wildnis machen. Von der Aussicht auf diese Berge von dem Wall der Stadt habe ich schon gesprochen.

Von den nächsten Bergen strecken sich einige Hügel vom Gebirg ab in die Ebene hinaus, davon einer, den die Einwohner Cimie nennen, längs dem rechten Ufer des Paglion bis nah an die Stadt heraustritt. Zwischen diesen hervortretenden Hügeln liegen einige schmale, höchstangenehme Thäler, die in die Ebene auslaufen. An ein Paar Orten aber gehen aus diesen Thälern noch andere engere in den Schoos der Berge hinein, und bilden da einsame reizende Wohnplätze. Jenseit dieser nächsten Berge liegen, zwischen diesen und den grössern dahinter liegenden, auch viele theils wilde, theils fruchtbare romantische Thäler, an denen man sich von den Höhen herunter nie satt sehen kann.

Das

Das ebene flache Land an der Stadt ist in Gärten eingetheilt, die mit ziemlich hohen Mauern umgeben sind, zwischen denen eine Menge enger Gäschen durchgehen. Diese Gärten haben nichts angenehmes, als die grosse Anzahl der Zitronen- und Pomeranzenbäume, womit sie besetzt sind, und den schönen Küchengewächsen, die hier auch den ganzen Winter durch im grossen Ueberfluß angetroffen werden. Das Land in diesen Gärten ruhet nie; so wie ein Stück seine Nutzung gegeben hat, wird es auch gleich wieder umgegraben, und auf's neue bepflanzt, oder besäet. Ausserdem haben die Gärten keine Annehmlichkeit, keinen Schatten, keine Spatziergänge, kurz, nichts zum blossen Vergnügen.

In jedem Garten steht ein mehr oder weniger gutes und grosses Wohnhaus, sowol für die Familie des Gärtners, als für den in der Stadt wohnenden Eigenthümer; denn nur wenige Gärtner sind selbst Besitzer der Gärten, die sie bearbeiten. Einige sitzen auf Pacht darin; andre, und diese sind die meisten, bearbeiten und benutzen sie für die Hälfte des jährlichen Ertrages. Einige wenige dieser Gartenhäuser sind räumlich, wohl

gebaut und gut unterhalten. Diese werden im Winter meistens von Engländern bewohnt, die ihrer Gesundheit halber, oder aus Laune hieher kommen. Bisweilen kommen auch andre Fremde. Auch ich hatte mir ein solches Gartenhaus gemiethet. Hie und da sind auch gute Wiesen zwischen den Gärten.

Das übrige etwas von der Stadt entfernte ebene Land in den Thälern und an den Bergen ist in unzählige kleine Güter eingetheilt, die ich weder Ackergüter noch Gärten nennen kan; sie sind von beyden etwas. Ihre Grösse ist gering, von vier und sechs, bis zehn, fünfzehn und zwanzig Morgen Landes, das zum Garten- Wein- und Kornbau eingerichtet ist. Jedes dieser Gütchen hat sein maßives Haus; einige sehr wenige ganz schöne Landhäuser. Auf diese Weise ist die ganze Gegend und die Anhöhen der sie umgebenden Berge, sogar die oberste Höhe derselben mit unzähligen zerstreuten Gebäuden bedeckt, die von der Stadt aus, wo man alles übersehen kan, eine erstaunliche Ansicht geben. An den Bergen sieht man ganze Wälder von Olivenbäumen, und auch in der Ebene sind eine grosse Menge gepflanzt.

Andre

Andre Bäume, als Maulbeer- Feigen, und Obstbäume sind etwas sparsam angebracht; von Waldung aber ist gar nichts zu sehen, als hie und da an den wildesten und höchsten Stellen der Berge dünstehende Pinaster und Gesträuch, so daß das Holz in dieser Gegend rar ist.

Die gröste Mannigfaltigkeit geben dem Auge die vielen tausend Terrassen, in welche die ziemlich steilen Anhöhen der Berge eingetheilt sind, damit dies steile Land konnte bebaut werden. Alle werden durch trockene, das ist ohne Kalk aufgeführte Mauern unterstützt. Wohin man auch das Auge gegen diese Berge wendet, sieht man eine erstaunliche Menge über einander stehender Terrassen, und bewundert dabey die gedultige Arbeitsamkeit der ehemaligen Einwohner, die diese dürren Anhöhen dadurch zum Anbau tüchtig gemacht haben. Ohne Zweifel hat Ueberfluß an arbeitenden Händen und Mangel an Nahrungsmitteln sie zu dieser erstaunlichen Arbeit gezwungen.

Wenn man in Gedanken alle diese Terrassen wegreißt, und diese Berge sich in ihrer ursprünglichen Gestalt, mit meist rauhem und ziemlich unfruchtbarem Boden, vorstellt, so denkt man, es

hät-

hätte niemand vorhersehen können, daß so viel Menschen an diesen Bergen wohnen und ihre Nahrung finden könnten. Eine vor der Bewohnung des Landes dahin geschickte Kolonie würde vermuthlich berechnet haben, daß dieses kleine Stückchen Landes, wo jetzt über tausend Familien wohnen, nicht hinreichend sey viel über hundert zu nähren. Nichts ist hier ungenutzt gelassen, als etliche ganz steile Felsen.

Einige hundert, vielleicht tausend grössere und kleinere Wege durchkreuzen Ebene und Berge, wodurch die Gegend zu einer Art Labyrinth wird. Auf diesen kan man überal hinkommen, und man würde das ganze Jahr durch täglich auf neuen Wegen und in andere Gegenden spatzieren können. Wer das Gehen liebt und gut steigen kann, findet die Gegend unerschöpflich an immer neuen und sehr veränderten Spatziergängen. Aber in Wagen kan man sie aus Mangel der Strassen nicht geniessen, auch nicht zu Pferde, weil ebenfals wenige Wege breit und gebähnt genug sind.

Das Land ist durchgehends, einige halb morastige Tiefen ausgenommen, dürre. Nichts ist seltener, als eine Wasserquelle, mitten in so vielen

Ber-

Bergen. Man trift etliche wenige sehr seichte Bächelchen an, dern geringes Wasser aber sehr gut genützt wird, wie ich hernach melden werde, wenn ich den hiesigen Landbau beschreibe. So viel von dem äussern Ansehen des Landes.

Nun will ich versuchen von den Einwohnern der Stadt und des Landes, ihren Beschäftigungen, ihrer Lebensart und ihren Sitten, das, was ich gesehen, oder doch zuverläßig erfahren habe, deutlich vorzustellen.

Man rechnet die Anzahl der Einwohner in der Stadt auf 25,000, aber die Zahl scheint mir zu groß, wiewol ich nicht leugnen kan, daß auf den Strassen es ziemlich von Menschen wimmelt. Der Adel ist hier ziemlich zahlreich, aber gröstentheils unvermögend. Wenn man drey oder vier der ersten Häuser ausnimmt, die man hier reich nennen kan, weil sie von 20 bis 50000 Lire 3) Einkünfte haben, und dann eine kleine Anzahl derer, die von Bedienungen leben, so ist der übrige

3) Ein Lire de Piemont ist ungefähr 7 Gröschen in sächsischem Gelde.

tige Theil des Adels ärmlich, und ein Theil ganz arm und elend.

Man sieht deswegen hier nichts von der in grossen Städten durch ganz Europa herrschenden Ueppigkeit, keine reiche Equipage, die man ohnehin in einem Lande, wo keine Fahrwege, und in einer Stadt, wo wenig Strassen sind, durch die man in Kutschen fahren könnte, entbehren kan, keine öffentliche kostbare Lustbarkeiten, keine Schauspiele, keine Tafeln von Aufwand, als etwa zur Seltenheit bey ganz besondern Veranlassungen. Es sind drey oder vier adliche Häuser, bey denen im Karnevál der übrige Adel des Abends in die sogenannte Conversatione zusamenkommt, wo man sich mit Gespräch, mit Spielen, auch zuweilen mit Tanzen die Zeit vertreibt. Auch werden zu derselben Zeit wöchentlich in dazu gemietheten Sälen, in die man den Eingang bezahlt, maskirte Bälle gegeben.

Ansehnlichere königliche Bediente und auch die Advokaten rechnen sich selbst mit zum Adel, wenn sie gleich nicht von adlicher Geburt sind, und unterscheiden sich von den andern nicht Adlichen durch das Tragen des Degens, den man

hier

hier für ein Zeichen des Adels hält, deswegen auch kein Edelmann, so elend und arm er sonst ist, und so ein abgetragenes und zerrissenes Kleid er trägt, ohne Degen ausgeht. Ich habe solche gesehen, die so alte und abgenutzte Degen trugen, daß die Scheide nicht mehr daran halten wollte. Da sie das Vermögen nicht hatten eine neue machen zu lassen, banden sie alte mit Bindfaden, um sie nur nicht in Stücken fallen zu lassen. Das gemeine Volk bezeuget jedem, der einen Degen trägt, grosse Ehrerbietigkeit.

Unter diesem zahlreichen Adel sind denn auch viel neugeadelte. Man kan den Adel vom Landesherrn gleichsam kaufen, und dann wird jeder, der von dem König, oder auch von einem Besitzer ein verfallenes Lehn kauft, unter den Adel gerechnet. Man kan durch diesen Weg für wenige tausend Thaler Conte oder gar Marchese werden. Dessen ungeachtet ist der Adel auch hier auf die Vorzüge seines Standes stolz.

Die Geistlichkeit, als der zweyte Stand, ist zahlreich, aber eben nicht ansehnlich; denn die Pfründen der Weltgeistlichen sind gering, die meisten Klöster aber sehr arm. Selbst der Bischof

hat nur geringe Einkünfte, und führt deswegen gar keinen Staat. Er geht gar oft in seinem ehmaligen Ordenshabit, wie ein gemeiner Mönch, spatzieren. Bisweilen sieht man ihn in einer sehr schlechten Kutsche mit zwey übel gekleideten Lakeyen fahren. Bey schönem Wetter sind des Nachmittags alle Strassen voll Geistliche, und sie gehen wirklich schaarenweis spatzieren. Wären die hiesigen Landeseinwohner nicht so gar sehr besorgt nach ihrem Tode bald aus dem Fegefeuer zu kommen, so müste gewiß die Hälfte dieser Geistlichen verhungern, oder wegziehen. Aber alle Altäre sind so reichlich mit Seelmessen besetzt, daß jeder Priester doch täglich 10 Sols 4) für eine Messe verdient. Zur höchsten Noth kan einer hievon leben. Ein sehr edler freymüthiger Ordensgeistlicher, ein wirklicher Philosoph, der mich hier mit seiner Freundschaft beehrte, hat mich versichert, daß unter der grossen Anzahl Geistlichen in Nizza nur etwa drey seyn, die Litteratur, oder Wissenschaft besitzen.

Die

---

4) Ungefähr 4 Groschen.

Die Kaufleute machen die dritte Klasse der Einwohner aus. Ich habe bereits oben angemerkt, daß gar wenig Häuser hier alle grosse Handlung in Händen haben. Die übrigen sind Kommißionäre und Krämer, doch scheinen verschiedene dieser leztern, aus ihren Waarengewölbern zu urtheilen, gut zu stehen. Fabrikanten giebt es in Nizza gar nicht.

Der grosse Haufe, oder das geringere Volk, scheint hier durchgehends sehr arm zu seyn. Ansehnliche Handwerksleute findet man gar nicht. Man kan auch darum hier in keinem Stücke recht gute Arbeit bekommen. Die reicheren lassen sich, wenn sie etwas Vorzüglicheres haben wollen, es aus Frankreich, oder aus Genua, oder gar aus England kommen. Dieses geschieht mit Hüten, Strümpfen, Schuhen und dergleichen gemeinen Sachen. Weil sie alle insgemein im untern Theile des Hauses ihre offenen Werkstellen haben, so kan man ohne grosses Nachforschen sehen, in was für schlechter Verfassung sie sind.

Taglöhner, ausser denen, die sich mit Hin- und Herschleppen der Waaren nach dem Hafen und von da nach der Stadt abgeben, giebt es hier dem

Ansehen nach sehr wenige. Ich schlos dieses daher, daß zu dem Bau am Hafen, sogar im Steinbruch und bey andern öffentlichen Arbeiten, Weiber, junge Mädchen und selbst Kinder, in grosser Zahl, und immer zehn gegen eine Mannsperson, zum Stein, Kalk und Sand herbeyschaffen gebraucht werden. Desto mehr Bettler aber sieht man, die durchgehends mit so gar elenden Lappen behangen sind, daß ein Fremder sie ohne Entsetzen nicht ansehen kan.

Eine Klasse des niedrigen Volks verdient eine besondre Erwähnung, nämlich die Fischer. Sie machen einen besondern Stamm aus, aus dem ihre Kinder nie herausheyrathen. Ich hörte, als eine gemeine Sage, daß diese Leute sich von allen anderen durch einen guten Lebenswandel und bessere Sitten unterscheiden. Ich erkundigte mich bey Männern, denen ich trauen konnte, nach der Wahrheit dieser Sage, und sie ward bestätiget, mit dem Zusatz, daß bey Menschengedenken kein Fischer, oder sonst jemand aus einer Fischerfamilie, einer Kriminalsache halber sey belanget worden.

Von dem Kriegsstand sage ich nichts, weil er eigentlich nicht unter die Landeseingebohrnen gehört.

Ueber-

Ueberhaupt sind, wie man schon aus dem Angeführten abnehmen kan, die Einwohner der Stadt weder reich nach wohlhabend zu nennen. Ich habe mir auch sagen lassen, daß man durchgehends zu Hause sehr ärmlich lebt, und besonders auf Essen und Trinken wenig wendet. Und da es überhaupt hier ziemlich wohlfeil ist, so kommen sie also mit wenigem Gelde aus. Der gröste Theil der in dem Gebiete der Stadt liegenden Güter gehört den Einwohnern der Stadt, und sie ziehen die Hälfte des jährlichen Ertrages derselben, die ihnen denn, nebst dem, was sie etwan in der Stadt verdienen, oder an Besoldung haben, durchhilft.

Weil ich überhaupt wenig Umgang mit den Einwohnern gehabt habe, und nur selten nach der Stadt gekommen bin, so getraue ich mir nicht viel Entscheidendes von den Sitten und dem Karakter dieses Volks zu sagen. Verschiedenes aber habe ich doch wohl bemerken können.

So kan ich ziemlich sicher sagen, daß in Absicht auf die Religion fast durchgehends grosse Unwissenheit und blinder Aberglauben, aber sehr wenig herzliche Andacht unter diesen Menschen

herrsche. Ich könnte von Leuten nicht geringen Standes, und die übrigens nach ihrer Art eine gute Erziehung gehabt haben, starke Beweise hievon anführen. Die äusserlichen Religionsgebräuche ordentlich mitzumachen dient ihnen statt Kentnis und Frömmigkeit. Man sieht ihnen durchgehends bey ihren gottesdienstlichen Uebungen an, daß sie nichts dabey denken. Ihre Prozeßionen und die Umzüge der verschiedenen Brüderschaften, die man Büssende (Penitenti) nennt, geschehen mit solcher Achtlosigkeit und solchem Leichtsinn, daß sie mir äusserst anstößig waren. Hätte ich nicht gewust, was es seyn sollte, so hätte ich es beynah für Fastnachtslustbarkeiten gehalten. Und doch sind dieses Dinge, die sie selbst für höchstwichtig ausgeben.

Gelehrte und philosophische Kenntnisse, selbst blos historische über den allgemeinen Zustand der Welt, Bemühungen, den Geist aufzuklären, oder den Geschmack zu erhöhen, sind gar seltene Dinge, und Bücher sind hier sehr schwer zu bekommen. Ich bin in dem vornehmsten der hiesigen zwey Buchläden gewesen, habe aber, ausser den Gebet- und Litaneybüchern, kein anderes darin gesehen, als

als Wörterbücher der Sprachen. Es ist nur ein einziger Edelmann in Nizza, der eine Bibliothek besitzt, in welcher man die Werke der berühmtesten Schriftsteller, sowol in Wissenschaften, als in Werken des Geschmacks, antrift. Eine andere mit guter Wahl gemachte kleine Sammlung von Büchern habe ich bey einem sehr geschickten Advokaten angetroffen. Ich will auch nicht verschweigen, daß ich ein Paar Frauen, die eine vom ersten Stand, die andre von zweytem Range, gesehen habe, die begierig nach Kenntnissen, und wirklich von aufgeklärtem Geiste waren. Dieses sind aber so seltene Dinge, daß sie der allgemeinen Anmerkung über den Mangel an Kenntnissen, der hier herrscht, kaum eine Einschränkung geben.

Alle Thätigkeit und Aufmerksamkeit der Menschen scheint hier blos auf den sehr engen Kreis der ihnen zunächst vor den Augen liegenden Gegenstände gerichtet. Daher macht jedes kleine Familien- oder Gesellschaftsgeschichtchen, und was eben täglich in der Stadt vorgeht, viel Aufsehens. Ein kleines Histörchen von Galanterie, oder ein ganz unbedeutender Vorfall, der sich etwan in der

Konversazion, oder beym Ball zugetragen hat, ist viele Tage lang fast der einzige Inhalt der Gespräche. Auch macht der Mangel an wichtigern Beschäftigungen, daß bey der geringsten Kleinigkeit alles in Bewegung kömmt. Bey den in der That nichts bedeutenden so genannten Festins des gemeinen Volks, wovon ich hernach sprechen werde, sieht man gemeinlich alle Vornehme als Zuschauer versammelt. Während meines Aufenthalts in Nizza wurde das hier in Besazung liegende Bataillon abgewechselt, und ich sah beym Einmarsch des ankommenden Bataillons alle Strassen vor der Stadt auf eine halbe Stunde Weges weit mit den Einwohnern der Stadt, vornehmern und geringern Standes besetzt, um an einer so merkwürdigen Begebenheit Theil zu nehmen. Eben so sieht man in den letzten Tagen des Karnevals, da der Pöbel einige Mummereyen und Fastnachtslustbarkeiten vornimmt, alles auf den Strassen der Stadt, um das abgeschmackte Schauspiel zu sehen. Alles zeigt eine ungemeine Gierigkeit nach Zeitvertreib, und beweiset, wie wenig hier die Menschen sich zu Hause zu beschäftigen, oder zu ergötzen wissen. Im Winter macht das Spazie-

ren-

rengehen einen Theil des Zeitvertreibes aus; dabey sieht man gemeiniglich die Damen in dem besten Putz.

Von Industrie, oder Bestrebung Neues zu erfinden, oder das Gebräuchliche zu verbessern, habe ich hier keine Spur angetroffen. Die gemeinsten, alltäglichsten Künste haben nur einen geringen Grad der Vollkommenheit erreicht. Die Mühlen das Getreid zu mahlen sind vermuthlich hier noch in dem Grad der Unvollkommenheit, in dem sie zuerst nach den Abendländern gekommen sind. Das durch den langsam herumlaufenden Stein zermalmte Getreid, das alsdann aus Mehl, Gries und Kleyen besteht, wird in einem Kasten ausgeleert, und so dem Eigenthümer zugestellt, der nun nach Belieben es so brauchen, oder durch Siebe das Mehl herausnehmen kan.

Auch sieht man hier schon einige Spuren von dem in Genua und viel andern Städten von Italien eingeführten Cicisbeat. Es giebt verheyrathete Frauen, die man allezeit an den Armen der von ihnen gewählten Aufwärter, und nie mit ihren Männern gehen sieht, mit denen sie übrigens in guter Einigkeit leben.

Daß die hiesigen Einwohner durchgehends wenig auf Reinheit und Gemächlichkeit in ihren Wohnungen sehen, habe ich bereits erinnert. Es mögen auch hier einige wenige Ausnahmen statt haben; aber in Ansehung des weit grössern Theiles ist es gewiß wahr. Dieser scheinet für die Annehmlichkeit gemächlich zu wohnen, und um sich her alles in guter Ordnung, und, ich will nicht sagen zierlichem, sondern nur reinlichem Stande zu sehen, keine Empfindung zu haben. Besonders befremdete es mich in guten Häusern, zum täglichen Gebrauch der Schokolade und des Kaffees, so wenig Porzellän anzutreffen. Man trinkt aus Tassen von Fayance. Der gemeine Bürger wohnt durchgehends höchst elend, und erstickt beynah in Staub und Schmutz.

In Ansehung der Kleidung der vornehmen und gemeinern Einwohner der Stadt findet man hier nichts, als was man überall in Frankreich und Deutschland siehet. Eine einzige Sache habe ich an den Mannspersonen gesehen, die mir nicht übel gefallen hat. Bey etwas kaltem Wetter sieht man sie mit Müffen von Tuch, worin sie die Hände wärmen. Ist es etwas warm, wie in der

Mit-

Mittagsstunde, so tragen sie diese Müffe unter dem Arm; wird es kälter, so wickeln sie dieselben aus einander, und dann sind es Mäntel, die sie sich umhangen.

Ueberhaupt sieht man an den Manieren der hiesigen Einwohner noch wenig von dem, was die Italiener sonst besonders an sich haben. Darin gleichen sie mehr den Franzosen, als den Italienern. Auch ist die französische Sprache hier ziemlich gemein. Sonst kommt die hiesige Landessprache ziemlich mit der Provenzalischen überein, obgleich in öffentlichen Geschäften, vor den Gerichten und im Predigen die Italiänische eingeführt ist. Am Ende dieser Beschreibung werde ich eine Probe der Nizzaischen Sprache geben.

Unter dem hiesigen Landvolk, von dem ich jezt sprechen werde, verstehe ich nicht das ganze Landvolk der Grafschaft Nizza, sondern die in dem Gebiete der Stadt, welches ich vorher beschrieben habe, zerstreut herum wohnenden Gärtner und Bauern. Wenige derselben sind die Eigenthümer der Güter, die sie bearbeiten; die meisten sind Pächter, die entweder um eine jährliche Rente, oder um die Hälfte des Ertrages das Land bauen und nuzen.

Da

Da es schon in der Stadt etwas ärmlich aus- sieht, so wird man sich leicht vorstellen, daß bey diesen Leuten kein grosser Wohlstand herrsche. Ihre Wohnungen sind durchgehends elend; zwar massive Häuser, die groß und räumlich genug sind, aber von den ehmaligen Bequemlichkeiten wenig übrig behalten haben. Gar sehr selten ist an einem solchen Haus noch ein Fenster, oder eine ganze Thüre. Wer sie sieht, ohne Menschen darin zu sehen, würde glauben, sie wären von langer Zeit her verlassen. Inwendig sehen sie mehr Viehställen, als menschlichen Wohnungen gleich. Sie sind meistentheils so räumlich, daß ausser dem Pächter auch der in der Stadt sich aufhaltende Eigenthümer darin wohnen, wenigstens ein Paar Zimmer darin haben könnte. Aber dieses geschiehet höchst selten. Der Eigenthümer kömmt entweder gar nicht hin; oder hält sich wenigstens nicht darin auf. Darum wird auch nichts ausgebessert.

Eben diese Leute, die man in ihren Häusern für halbes Vieh hält, findet man in ihrer Arbeit ganz ordentlich. Die Gärten werden mit grossem Fleis bestellt, und in sehr gutem Stand gehalten, so daß das ganze Jahr durch immer und täglich et-

was

was kan daraus gezogen werden. Es wird täglich eine unglaubliche Menge Küchengewächs nach der Stadt gebracht. Das Gepflanzte wird mit Düngen und Wässern wohl besorgt.

Viel Gärten können gewässert werden, wozu das wenige aus den Bergen kommende Wasser mit grössem Fleis genutzt wird. Man läst die kleinen Bächelchen nicht in ihren selbst gegrabenen Beeten laufen und sich halb in die Erde verlieren; man hat kleine Wasserleitungen gemauert, in denen kein Tropfen verloren geht. Wo sich eine kleine Wasserader zeiget, die nicht reich genug ist ein Bächelchen zu bilden, da wird es gleich in räumliche gemauerte Wasserbehältnisse, oder Zisternen, gesammelt, und aus diesen, wenn es nöthig ist, auf das Land geleitet. Man findet ausserdem noch viel dergleichen gemauerte Behältnisse, in die man das Regenwasser zu demselben Behuf aufsammelt. Darin zeigt das Landvolk Fleis und Aufmerksamkeit.

Man hat hier einen unschätzbaren Vortheil für die Wasserleitungen und Zisternen dadurch, daß in der Gegend um Nizza eine Art Kalksteine gegraben werden, davon ein Kalk gebrannt wird, der von dem Wasser undurchdringlich ist und doch

sehr

sehr hart wird. Er vertritt also die Stelle des Zements, die damit gemauerten Wasserleitungen werden von Aussen nicht einmal feuchte, und die Zisternen halten das Wasser so gut, als metallene Gefässe thun würden.

Ich habe vorhin des Düngens erwähnt. Auch dieser Artikel verdient hier eine besondre Anzeige, weil ich in keinem Lande gefunden habe, weder, daß man alles hiezu dienliche so gut zu Rathe hält, noch so gut anwendet. Der Landmann hat hier kein Vieh, als etwan ein oder zwey Esel, selten noch ein Paar Ziegen; eine Kuh ist etwas sehr seltenes. Daher muß nothwendig der Dünger selten seyn. Aber der Fleis ersetzt den Mangel. Alles was irgend von Unreinigkeit, die in Fäulnis übergeht, in einem Hause fällt, wird sorgfältig in grosse in die Erde eingegrabene Krüge gesammelt, dort mit Wasser vermengt, und wenn es bis auf einen gewissen Grad der Gährung gekommen ist, zum Begiessen der Wurzeln der Gewächse gebraucht.

Gemeinlich hat jeder an einen gangbaren Weg stossende Garten ein kleines, gegen den Weg offenes, nach dem Garten aber ganz zugemauertes Häuschen, dessen sich die Vorbeygehenden bey an-

stos-

stossender Nothdurft bedienen können. Dergleichen Häuschen sind, nach Kämpfers Bericht, in Japan an allen Landstrassen. Den meisten Dünger aber holt der Landmann aus der Stadt. Daselbst werden alle faulenden Materien mit der Sorgfalt aufbehalten, mit der man sonst die Lebensmittel zu Rathe hält. Dieser gesammelte Unrath wird verkauft und theuer bezahlt. Es giebt Häuser, die jährlich 100 Lire und darüber hieraus ziehen. Der Eigenthümer des Gartens, worin ich wohnte, hatte die Hälfte des Unraths von dem Gefängnis der auf die Galeeren verurtheilten Missethäter für 300 Lire in jährlicher Pacht. Dieser Dünger wird von dem Landvolk, vornämlich von den Gärtnern in kleinen Tonnen gefaßt und auf Eseln nach den Gärten gebracht. Damit wird, nicht das noch unbestellte Land gedüngt, sondern das schon gepflanzte Küchengewächs um die Wurzeln herum angegossen. Auch die jungen, oder neugesetzten Orangenbäume werden damit begossen. Der Unrath, welcher in Berlin täglich in die Spree geworfen wird, würde in Nizza jährlich gewis mit 30,000 Rthlr. bezahlt werden.

Die

Die Gärten sind hier von einem sehr starken Ertrag. Der Eigenthümer des Gartens, darin ich wohnte, der ihn um die Hälfte des Ertrages vermiethet hatte, sagte mir, daß sein jährlicher Antheil daran, ein Jahr ins andre gerechnet, sich auf 1000 Lire belaufe. Dieser Garten ist 150 gemeine Schritte lang, und 150 breit, und besteht fast ganz aus Küchenland; denn es sind wenig Zitronen- und Pomeranzenbäume darin. Ein Gärtner, mit dem ich da Bekanntschaft gemacht hatte, gab von seinem gepachteten Garten, der 150 Schritte lang und 150 breit ist, jährlich 700 Lire Pacht.

Die andern etwas weiter von der Stadt abliegenden Güter werden weder so sorgfältig bearbeitet, noch so gut genutzt, als die Gärten. Die meisten sind als Pachtgüter zu klein, und vielleicht kaum groß genug, die darauf wohnende und arbeitende Familie reichlich zu ernähren. Ich konnte es in der That nicht begreifen, wie so kleine Güter den Pächter und seine Familie ernähren, und auch noch dem Eigenthümer ungefähr eben so viel einbringen könnten. Freylich lebt dieses Pächtervolk sehr elend. Der Anbau des Landes selbst

lei-

leidet darunter. Denn, da die Pächter unmöglich vom Landbau allein leben können, so suchen sie durch mühsame Nebenwege etwas Geld aus der Stadt zu ziehen und versäumen dadurch die Arbeit am Land. Einige raffen kleines Gesträuch, Baumreiser, abgeschnittene Weinranken, oder Kienäpfel zusammen, laden es auf einen Esel und fahren damit zu Markte, um etliche wenige Sols nach Hause zu bringen, die ihnen die Versäumniß am Feldbau schwerlich bezahlen. Andre bringen Eyer, weichen Ziegenkäs und saure Milch nach der Stadt. Man trift deswegen, zu welcher Jahrszeit es sey, allezeit weit mehr Menschen mit ihren Eseln auf den Wegen nach der Stadt, als auf dem Feld an.

Um einigen Begrif von dem hiesigen Landbau zu geben, will ich folgendes über die fast allgemeine Einrichtung dieser Güter anmerken.

Neben dem zum Gute gehörigen Hause, von dem man sich aus dem, was ich bereits über diese Häuser gesagt habe, einen Begrif machen kan, ist ein kleiner ebener Platz, auf dem das Getreid ausgedroschen, oder vielmehr ausgetreten wird. Dicht daneben wird das gewonnene Stroh in ei-

nem Schober, oder um eine hohe Stange in einen spitzigen Haufen aufgesetzt, bewahrt. Zunächst an dem Hause ist auch ein kleiner Platz, der einen Garten vorstellt, weil man etwan eine Laube von Weinreben, ein Paar Pomeranzen, oder einige Feigenbäume, nebst etwas Küchengewächs darauf sieht. Alles andre zum Gute gehörige Land ist in schmale Beete von 10 bis 14 Fus breit eingetheilt. Wo das Land eben, oder doch nicht zu steil ist, sind längs den Abtheilungen der Beete Weinreben wie Spaliere gepflanzt, so daß jedes Beet von zwey Weinspalieren eingeschlossen ist. Wo aber das Land steil ist, daß man es hat in Terrassen abtheilen müssen, da ist jede Terrasse ein solches Beet, und an der Mauer, welche die folgende Terrasse unterstützt, sind die Weinreben gepflanzt. Die Beete, in welche der Boden eingetheilt ist, werden wechselsweise mit Getreid und mit Saubohnen bestellt. Selten stehen, statt der Saubohnen, Erbsen, Kohl, Artischocken, oder andere Küchengewächse. Der gröste Theil des Landvolks scheint keine Feldfrüchte zu kennen, als Getreid und Saubohnen.

Auf einigen Gütern, doch selten, stehen in den Weinspalieren, auch Obstbäume, Kirschen, Pflaumen, Pfirsiche, Mandel, Feigen, Aepfel u. s. w. Aber diese Bäume läßt man durchgehends wild aufwachsen, ohne sich die geringste Mühe mit Pfropfen, oder Beschneiden derselben zu geben; weswegen auch das Obst hier sehr schlecht ist. Statt dieser Obstbäume stehen auf einigen Gütern Maulbeerbäume zum Seidenbau.

Gemeinlich stehen um diese Grenzen des Guts herum, auch überal auf rauhen Stellen, wo dergleichen sind, die Olivenbäume. Auf hohen Gütern, die viel rauhes Land haben, sind beträchtliche Plätze, wie Baumgärten, durchaus mit Olivenbäumen besetzt. Doch wird auch hier das Land unter den Bäumen noch mit Korn besäet.

Dieses ist nun die ganze Herrlichkeit eines um Nizza liegenden Landguts. Von Wiesen, Weidung, Holzung weiß man hier nichts. Wo etwan ein steiler, hoher Boort ist, der nicht angebaut werden konnte, da wachsen einige wilde Bäume, als Eichen, Rüstern und verschiedenes kleinere Gesträuch. Dieses wird als Holzung genutzt, und das Wenige an solchen Boorten wachsende Gras

ist die Weide für Ziegen und Esel. Zum Brennen hat der Landmann kein andres Holz, als die jährlich abgeschnittenen Weinranken und vertrocknete Aeste von Bäumen. Die Stämme abgestorbener Bäume werden zu Brennholz gehauen und in die Stadt verkauft. Die wenigen Reiser, die der Landmann für sich behält, sind zu seiner Nothdurft hinreichend; denn es wird nicht nur im Winter kein Zimmer geheitzt, sondern auch zum täglichen Gebrauch sieht man selten einen Schornstein rauchen. Das Brod läßt der Bauer in der Stadt backen, und so braucht er fast gar kein Holz.

Demnach tragen die hiesigen Güter etwas Korn und Bohnen; etwas Wein, Obst, oder auch Seide und einige Gartengewächse; der Hauptertrag aber ist das Oel. Sehr selten sieht man ein Stückchen Land mit Hanf oder Flachs bestellt. An weiter in die Berge hinein liegenden Orten findet man ganze Weinberge und beträchtliche Olivenwälder, und dorthin sind die Güter auch meistentheils grösser.

Alles Land, worauf gesäet und gepflanzt wird, bearbeitet der Bauer mit einer sehr breiten Hacke, womit er es wenigstens anderthalb Fus tief

um.

umgräbt. Von den Beeten, in die das Land eingetheilt ist, wird jährlich eines von zweyen gedüngt; das gedüngte wird mit Getreide besäet, das andre mit Bohnen bepflanzt, und damit jährlich umgewechselt.

An den meisten Orten habe ich das Getreid sehr schön gefunden. Auf den Ebenen fand ich es hie und da ausserordentlich schön und so fett, daß man den Weizen beynah für Schilfrohr hätte halten können. Auf dem besten Lande soll die Ernte die Saat fünfzehnfältig wiedergeben.

Ich finde folgendes an dieser Landwirthschaft auszusetzen. Erstlich scheint es mir sehr übel gethan, daß die Hälfte des Landes mit Saubohnen bestellt wird, einer Frucht, die, so lang die Bohne grün ist, zwar gut schmeckt, aber getrocknet eine der rauhesten Speisen ist, die ich kenne. Ich habe mir diese Hauptspeise des hiesigen Landmanns einmal kochen lassen, konnte sie aber durchaus nicht essen. Allein dies Volk ist so in diese elende Kost verliebt, daß gar viele solche Bohnen gekocht in den Taschen tragen, um, so oft ihnen die Lust ankommt, davon zu essen. Ich habe auch gesehen, daß sie den Bettlern auf den Strassen etwas

davon statt eines Almosens geben. Erbsen, oder Bataten, wären meiner Meynung nach weit vorzüglicher anzubauen. Zweytens ist die Verabsäumung des Obstes ein grosser Fehler. Wenn die Bäume gepfropft und ordentlich geschnitten würden, könnte man einen weit vortheilhaftern Ertrag davon erwarten. Drittens zeigt der hiesige Landmann sogar in Ansehung des Hauptartikels, nämlich des Oels, grosse Nachläßigkeit. Er läst die Olivenbäume ebenfalls wild aufwachsen, und hilft ihnen sehr selten durch beschneiden, oder auspuzen. 5) Daher hier die Oliven durchgehends viel kleiner sind als in der Provence. An rauhen Orten habe ich sie so klein, als die kleinste wilde Vogelkirsche, auch so gar nicht grösser als Erbsen, gesehen.

Ungemein ärgerlich aber war mirs, daß der Landmann sogar viel Oliven umkommen läst. Sie

5) Es scheint, daß diese Leute so wie die Einwohner auf Minorka denken, die sich noch nicht haben einfallen lassen ihre Fruchtbäume zu beschneiden. Wenn man ihnen davon spricht, so sagen sie: Gott wisse am besten, wie ein Baum wachsen soll. S. Armstrong's Beschr. v. Minorka.

Sie fallen, eh er sie sammlet, in grosser Menge ab, und bleiben liegen, bis die Haupteinsammlungszeit kommt, da denn die Hälfte der abgefallenen schon zertreten, oder verfault ist. Ich habe an gar viel Orten mit alten vertrockneten Oliven von vorhergehenden Jahren den Boden ganz bedeckt gesehen. Der hiesige Landmann ist also in seiner Arbeit zwar mühsam, aber nicht nachdenkend. Mir schien es, daß mit mehr Nachdenken und Sorgfalt der Ertrag eines solchen Gutes könnte verdoppelt werden. Aber diese Leute scheinen zufrieden zu seyn, wenn sie auf die kümmerlichste Weise die elende Nahrung, die sie haben, erwerben, darum ist das Landvolk durchaus sehr arm.

Aber in Ansehung seines Karakters scheint es ein sehr gutes, sanftmüthiges, arbeitsames, aber höchst unwissendes und fast gedankenloses Volk zu seyn. Bey der unzähligen Menge dieser Leute, die täglich unter meinen Fenstern hin und her zogen, habe ich nie Streit und Zank gehört, obgleich oft Betrunkene darunter waren. Die Weiber und die jungen Dirnen, die man häufig auf ihren Eseln nach der Stadt, oder von da zu Hause reitend antrift, zeigen ihre Arbeitsamkeit da-

durch, daß sie während dem Reiten sich mit Spinnen beschäftigen. Dieses thun sie auch, wenn sie zu Fusse gehen; denn, was sie zu tragen haben, tragen sie in Körben auf dem Kopf, ohne es zu halten.

Munterkeit und Fröhlichkeit zeigt das junge Landvolk dadurch, daß es sich an den Feyertagen des Abends zum Tanzen unter freyem Himmel versammlet. Sie machen sich dabey lustig, ohne in Ausgelassenheit auszuschweifen. Aber ihr Tanzen hat nichts merkwürdiges. Eine besondre Art Lustbarkeit, deren sie währender Fastenzeit geniessen, sind die sogenannten Festins, dabey es folgendermassen zugeht.

An gewissen Sonntagen, auch wol an andern Kirchenfeyertagen, versammelt sich das ganze Landvolk, auch das gemeine Volk aus der Stadt, gleich nach Mittag, bey gewissen Kirchen, oder Kapellen, die in der Gegend um Nizza liegen. Auf einem räumlichen Platz neben der Kirche, oder Kapelle, sind eine Menge Tische aufgestellt, wie zu einem Jahrmarkt; diese sind mit allerhand Eßwaaren, Kuchen, Rosinen, Mandeln, gekochten Kastanien, und andre mit Wein reichlich beladen.

Hier

Hier versammelt sich also jung und alt in dem besten Staat, mit Blumensträussern, Bändern, Flittergold und andern Zierrathen behangen, sind vergnügt, kaufen sich, was zu essen und zu trinken da ist, drängen sich hin und her, um zu sehen und gesehen zu werden. Wo Platz dazu ist, da lagern sie sich in zerstreuten Haufen unter Bäume, oder an grüne Boorte, und lassen da das Weinglas fleißig herumgehen. Inzwischen wird auch in der Kirche, oder Kapelle, Vesper gehalten. Da sieht man beständig an der Kirchthüre ein Gedräng von Aus- und Eingehenden, währender Zeit, da die, welche draussen sind, sich lustig machen.

Die Bürger aus der Stadt und auch der Adel sind als Zuschauer dabey. Das Gedräng ist insgemein sehr groß, und alles ist munter und fröhlich, ohne zu wissen warum, und blos deswegen, weil viel müßige Menschen da zusammen kommen, die sich vorgesetzt haben, diesen Nachmittag sorgenlos und fröhlich zu seyn, auch ausserordentlich etwas zur Erquickung zu geniessen. Auf den Abend kehrt Alles vergnügt nach Hause zurück. Den gegen die Stadt Zurückkommenden ziehen dann die Einwohner der Stadt, die nicht so weit haben ge-

hen wollen, um das Festin in der Nähe zu sehen, haufenweis entgegen, um die zurückkommenden, oft wohlbezechten Truppen zu sehen.

Ich habe gesagt, daß man bey dieser Gelegenheit das Landvolk in seinem besten Putz sehe. Von diesem will ich noch etwas hinzuthun, weil er mir sehr wohl gefallen hat.

Den Mannspersonen steht ihre Feyertagskleidung überaus gut. Sie tragen sehr kleine, eng am Leib sitzende, und nur bis an den Gürtel reichende Kamisöler von Tuch, und über diese artige Westchen, oder sehr kurze Röcke, von demselben Tuch; diese haben sehr enge Ermel mit ganz kleinen Aufschlägen, und sehr kurze, etwan eine Spanne lange Schösse mit Taschen. Um die Kamisöler winden sie am Unterleib eine rothe, oder blaue Schärpe. Die Unterkleider sind von demselben Tuch und sehr eng; dann folgen braune, oder blaue wollene Strümpfe. Am ganzen Leib ist bey dieser Kleidung keine Falte zu sehen, und sie steht wohlgewachsenen Mannspersonen sehr gut. Die Haare binden sie hinten zusammen, ohne die Zöpfe einzuflechten. Die rechten Staat machen, stecken noch etwan ein seidenes Band durch ein

Paar

Paar Knopflöcher der Ueberweste, oder einen Straus von Blumen, oder eine Zierrath von Flittergold. Die Hüte sind wie die unsrigen.

Auch die Weibspersonen sind ganz artig gekleidet. Die jungen verheyratheten Frauen kan man von den unverheyratheten Mädchen daran unterscheiden, daß jene seidene Kleider tragen. Diesen Staat muß jeder junge Bauer seiner Braut schaffen, und der wird für ein so unumgänglich nothwendiges Stück zum Heyrathen gehalten, als das Bett in Deutschland.

Die weibliche Kleidung besteht aus einem engen Brustleibchen, auf der Brust mit Bändern ausgeziert und mit Blumensträussern besteckt, insgemein von gestreiftem Taffend, einem ziemlich langen seidenen Rock, oder Jupe, mit einer Schürz, beyde ohne andre Verzierung, oder Garnitur. Die Unverheyratheten haben dergleichen Kleider aus gemaltem baumwollenem, oder gestreiftem Leinenzeug. Der Kopfputz ist sehr artig. Die durchgehends pechschwarzen Haare werden in einen Zopf zusammengebunden, dieser wird mit einem weissen, rothen, oder grünen Band dergestalt umwunden, daß die Haare zwischen zwey Umgängen des Bandes blos

bleiben.

bleiben. Daraus entstehen also bunte, schwarz und weisse, oder schwarz und rothe u. s f. Zöpfe, die so um die Schläfe und Stirne geführt werden, daß sie eine Krone um den Kopf herum bilden. Uebrigens bleibt der Kopf blos. Das gemeine Volk beyderley Geschlechts trägt, wenn es sich nicht putzen will, die Haare in einem grünen Netz, welches statt der Mütze dienet, und ganz lose den Kopf bedeckt. [6])

Uebrigens ist das weibliche Geschlecht hier wohlgebildet. Der Kopf ist klein, nach einem sehr schönen Oval gerundet, von einem wirklich edlen Profil. Die Nasen sind ungemein wohl gebildet, mit einer sehr sanften Erhöhung von der Stirn gegen die Spitze, welche genau das Mittel hält zwischen dem, was man eine spitzige und stum-

6) Dieses Haarnetz ist eine sehr alte, und, wo ich mich recht besinne, schon bey den alten Griechen gebräuchliche Tracht, die gegenwärtig überal längs der diesseitigen Küste des mittelländischen Meeres im Gebrauch ist. Twiß gedenkt derselben in seiner Reise durch Portugal und Spanien. Die Portugiesen nennen dies Haarnetz Redecilla Siehe auch den Brief von der span. Kleidungsart. D. Mus. Sept. 1776. S. 776 77.

stumpfe Nase nennt. Die Augen sind meistentheils schwarz, und von lebhaftem, witzigen, sogar etwas muthwilligem Blick. Offenbar hat dieses Landvolk eine Nazionalbildung, die ungefähr dieselbe ist, die man in der Provence sieht. In der Stadt aber wird man sie nicht gewahr.

Das Landvolk scheint durchgehends höflich, dienstfertig und gegen Vornehmere überaus ehrerbietig, und wäre ohne Zweifel in der Bildung sehr viel schöner und im Karakter munterer, wenn es den Druck der Dürftigkeit weniger fühlte, und bessere Nahrung hätte. Man muß sich in der That wundern, daß es bey seinen elenden Umständen noch so schön und so munter ist, dieses kan nur von dem Klima herrühren.

Ueber die hiesigen Landesgüter, als den eigentlichen Reichthum des Landes, und dessen Verhältniß gegen die Bedürfnisse der Einwohner, habe ich folgendes erfahren.

Das Hauptsächliche der Landesgüter, wie schon aus dem bisher gesagten abzunehmen, ist das Oel. Ich glaube versichern zu können, daß in dem Lande um Nizza herum so viel Olivenbäume stehen,

hen, als es bey den übrigen Umständen zu pflänzen möglich war. Man trift auf allen umliegenden Bergen keinen Platz an, wo noch einer könnte gesetzt werden; hingegen findet man sehr viele, die ihre Stelle und das bischen Erde, das sie nöthig hatten, durch mühsame Arbeit erhalten haben. Oft ist an steilen felsigen Anhöhen ein Plätzchen, wo sich die Wurzeln des Baumes nicht einmal völlig ausbreiten können, mühsam mit einer Mauer eingefast, welche wie einen grossen gemauerten Kübel bildet, der mit zusamengetragener Erde gefüllt und mit einem Olivenbaum bepflanzt worden. Es ist wirklich ein Vergnügen zu sehen, wie hier nicht nur keine Spanne breit nutzbares Land ungenützt geblieben, sondern der Fleis der Menschen an felsigen Anhöhen, durch ihre Abtheilung in Terrassen überal Land gemacht hat, wo die Natur keines gelassen hatte. Dieses ist nicht nur vom Gebiet der Stadt Nizza, sondern auch von der ganzen Provinz, oder Grafschaft, von dem daran grenzenden Fürstenthum Monaco, und der ganzen Seeküste gegen Genua zu merken.

Das Oel vertritt den Einwohnern der Stadt und auf dem Lande die Stelle der Butter, die hier

wenig

wenig bekannt ist; folglich ist es eines der vornehmsten Nahrungsmittel. Der Ueberfluß, den das Land nicht selbst braucht, wird in andre Länder verfahren. Aus dem Hafen von Nizza geht, ein Jahr ins andre gerechnet, ungefähr für 1 Million Lire Oel in fremde Länder. Dieses kommt blos aus der Grafschaft Nizza. Das hiesige Oel ist sehr fein, und würde dem allerbesten den Vorzug streitig machen, wenn man sich wegen des reinlichen und zeitigen Einsammelns und sorgfältigern Pressens die erforderliche Mühe geben wollte. Aber ich habe schon erinnert, daß darin viel versäumt wird. Dieses Gewerb mit dem Oel macht die Stadt und die Gegend um Nizza den Winter durch sehr belebt; weil täglich eine Menge desselben in Schläuchen von Bocksfellen auf Eseln nach der Stadt gebracht wird. An verschiedenen Orten der Stadt und auf allen Wegen vor derselben stehen die Aufkäufer des Oels, um jede Ladung zu kosten, und was ihnen ansteht zu kaufen. Dieses Oel ist natürlicherweise hellgelb. Das, was nach Norden, besonders nach Dännemark, bestimmt ist, wird in offenen Gefässen an der Sonne gebleicht, und alsdann beynah so klar als Wasser; aber es verliert an der Güte.

Das

Das zweyte Landesgut, was ganz ausgeführt wird, ist die Seide. Sie wird aber hier nicht häufig gezogen, und es schien mir, daß die Einwohner in diesem Punkt zu nachläßig seyen. Es ist in der That seltsam und widersinnisch, daß das rauhe Land an den Bergen mit der äussersten Sparsamkeit zu den Oliven genutzt, das gute und fettere Land der Ebene aber nur nachläßig zur Maulbeerbaumpflanzung gebraucht wird. Vielleicht liegt der Grund davon in der allgemeinen Trägheit der Menschen, sich, durch Einführung neuer Arbeit, neues Nachdenken und neue Sorgen zu machen. Denn die Kultur der Olivenbäume ist ohne Zweifel uralt, und schon zu den Zeiten der ehmals hier wohnenden Griechen, wenigstens der Römer, eingeführt gewesen. Aber der Seidenbau ist hier in neuern Zeiten aufgekommen. Eingezogenen zuverläßigen Nachrichten zufolge wird jährlich etwa für 150,000 Lire rohe Seide aus Nizza ausgeführt.

Von den hier wachsenden Limonen und Pomeranzen wird auch weit der gröste Theil aus dem Lande geschickt. Die Wichtigkeit dieses Artikels kan man aus folgendem beurtheilen. In einem kleinen Garten, der meiner Schätzung nach nicht

200

200 Quadratruthen groß war, habe ich eine unglaubliche Menge dieser Früchte an den Bäumen gesehen. Der Eigenthümer versicherte mich, daß er schon 60,000 Stück in einem Jahre daraus verkauft habe. Der Mittelpreis von 1000 Stück ist 21 bis 22 Lire, oder 6 Rthlr. Da nun die ganze Ebene um Nizza; auch einige Anhöhen meistens mit Pomeranzenbäumen besetzt sind, so läßt sich abnehmen, daß der Verkauf derselben beträchtlich seyn müsse. Man hat mir einen Baum gezeigt, von dem vor ein paar Jahren 5000 Pomeranzen gepflückt worden. 7) Indessen ist doch dieser Artikel der Kultur etwas unsicher; weil es bisweilen Jahre giebt, wo entweder die halbreifen Früchte im Winter, oder die Blüthe im Frühjahr verfriert. Ein Benediktinermönch, der ein grosser Liebhaber und fleißiger Bearbeiter der Gärten ist, sagte mir, daß solche Zufälle seit einigen Jahren

K öfter

7) Der Baum war von beträchtlicher Grösse, und so wie bey uns ein völlig ausgewachsener Birnbaum. Twiß gedenkt, in seiner Reise durch Port. und Span. eines Oranschenbaums bey O Porto, der 16,000 Früchte in einem Jahr soll getragen haben.

öfter kommen, als ehedem; daß aber Bäume vom Frost in dieser Gegend ausgegangen seyn, davon wisse er kein Beyspiel.

Auch an Wein wird etwas ausser Land gefahren. Der beste ist ein sehr feiner, hellrother, dünner, aber ziemlich feuriger Wein von feinem Geschmack. Der meiste geht nach Turin. Hingegen kömmt der geringere Wein, den hier das gemeine Volk trinkt, meist aus der Provence. Alles zusamengenommen würde in dieser Gegend, wenn auch kein Wein ausgeführt würde, schwerlich so viel wachsen, als da getrunken wird; denn auch der ärmste Pächter trinkt Wein. Die Bürger in der Stadt, die nicht selbst Güter haben, kaufen im Herbst Weintrauben zusammen, und pressen ihn selbst, um einen Vorrath für ihr Haus zu haben.

Wie beträchtlich die Fischerey seyn mögte, habe ich nicht erfahren. Ich halte sie aber für gering. Nur der Tonfischfang ist im Frühling zuweilen ansehnlich, aber er ist ein Regal, das gegenwärtig auf 6 Jahre für 60,000 Lire verpachtet ist.

Dieses

Dieses sind, so viel ich weis, alle Landesgüter, die verfahren werden und Geld in das Land bringen. Aber die Summen, die dafür eingehen, reichen gewiß nicht hin zu bezahlen, was die Stadt und das Land zu seinem Gebrauch kaufen muß; denn es hat an vielen Dingen Mangel.

Das wenige Getreid, das hier wächst, ist für nichts zu achten, und ist kaum hinreichend dem Landmann sein nöthiges Brod zu geben. Also muß wenigstens alles, was die Stadt braucht, von aussen herkommen.

Grosses Schlachtvieh wird hier auch nicht gezogen, und kommt, wie das meiste Geflügel aus Piemont.

An Bauholz hat diese Gegend einen gänzlichen Mangel. Die Tannenbäume, die zum Zimmerwerk und andern dem Wetter nicht ausgesetzten Arbeiten gebraucht werden, werden auf der See hergebracht. Fensterrähme, und was an einem Hause der Luft ausgesetzt ist, wird insgemein von Lerchenholz gemacht, das schon in kurze Breter geschnitten aus dem Innern der piemontesischen Alpen auf Eseln hieher gebracht wird; vielleicht auch von andern Orten her.

Auch fast alles, was zur Kleidung gehört, kommt von aussen herein, nebst den vielen, mehr oder weniger nöthigen indianischen Waaren.

Alles dieses erfodert Summen, welche diejenigen, so durch ausgeführte Landesgüter eingehen, nothwendig übertreffen. Deswegen ist die Grafschaft Nizza ein Land, das seine Einwohner nicht ernähren kan, oder das nach Verhältniß seiner Fruchtbarkeit zu stark bevölkert ist.

Dieses müste die natürliche Folge haben, daß ein Theil der Einwohner wegziehen, oder daß sie sich auf Fabriken legen müsten, von denen ausserhalb Landes ein Absatz wäre. Aber keins von beyden geschieht. Es war ein drittes Mittel übrig das fehlende Geld zu ersetzen. Dieses kommt von Turin aus, zur Bezahlung der Besatzung in Nizza, der kleinen in Villa Franca liegenden Marine, zu den Besoldungen der königlichen Justitz- und Civilbedienten, und nun auch seit einigen Jahren zu dem öffentlichen Bau an dem Hafen. Ich habe zuverläßig erfahren, daß gegenwärtig diese Summe sich jährlich ungefähr auf 700,000 Lire beläuft. Rechnet man zu dieser Summe 1 Million jährlich für Oel, ungefähr

300,

300,000 Lire für Seide, Früchte und Wein, und eben so viel, was etwa durch die Handlung, das Aus- und Durchführen der Waaren, und von Fremden, die sich hier aufhalten, gewonnen wird, so beläuft sich die jährliche Summe des umlaufenden Geldes auf 2,300,000 Lire.

Daß das Land dem König gegenwärtig viel weniger einbringe, als es an Ausgaben kostet, ist aus dem monatlichen Transport der aus Turin hieher kommenden Gelder offenbar. Die Grafschaft Nizza bezahlt zwar dem König eine mäßige Landtaxe, davon aber ist das Gebiet der Stadt Nizza, der ansehnlichste und fruchtbarste Theil der Provinz, ausgenommen. Die Stadt bezahlt nichts, als 12,000 Lire für alle Abgaben der Stadt und ihres Gebietes. Diese Summe bezahlt der Munizipalmagistrat, der dafür die Beckerey und Schlächterey der Stadt verpachtet, und die Summe auf diese Art durch eine geringe Erhöhung des Preises von Brod und Fleisch wieder einzieht. Das Brodbacken ist also hier ein Monopolium für die Stadt, und vielleicht das einzige nützliche Monopolium. Denn, wenn, wie anderswo, der Landmann und gemeine Bürger selbst backen wollte,

te, so wäre nicht Holz genug in dem Lande. Es sind nur wenige Backöfen in der Stadt, die aber, Tag und Nacht, die ganze Woche durch, den Sontag und einige Feyertage ausgenommen, warm bleiben. Jeder bringt seinen Teig dahin und läst ihn backen. Es ist leicht zu erachten, wie beträchtlich die Ersparung des Holzes dabey seyn müsse.

Ausserdem hat der König noch seine Einkünfte vom Verkaufe des Salzes und des Tabaks. Das Pfund Salz aber kostet hier nur 1 Sol. Dazu kommen noch die Einkünfte vom Hafen, die bey der geringen Handlung aber auch unbeträchtlich sind.

Der Werth des angebauten Landes um Nizza wird aus folgendem zuverläßigem Verzeichnis erhellen, der die Preise der verschiedenen Ländereyen enthält, wie sie gerichtlich taxirt werden. Der Septier, das hier gewöhnliche Maas der Ländereyen, wird nach einem piemontesischen Maasstab, Trabucco genannt, ausgemessen, dessen genaues Verhältniß gegen den englischen Fus mir bekannt war. Ein Septier hält 15,890 englische Fus.

Ein

Ein Septier gutes Wiesenland und Garten in der Ebene wird angeschlagen zu - - -		1,500 Lire.
Bäume, Gebäude, Mauern werden besonders taxirt und zu dem obigen Preis zugesetzt.		
Ein Septier anderes im Thal liegendes Land - -		800
———	an geringern Orten an den Bergen	600
———	auch - -	500
———	an noch geringeren Orten auf den Bergen	400
———	auch - - -	300
———	noch ungebautes Land in der Ebene	100
———	——— auf den Bergen	50

Nun will ich anführen, was ich von der politischen Verfassung von Nizza erfahren habe. Die Einwohner der Stadt und des zu ihrem Gebiet gehörigen Landes machen eine kleine Munizipalrepublik aus, deren Verfassung ich für merkwürdig genug halte hier angeführt zu werden.

Das ganze Volk ist in vier Klassen getheilt, den Adel, die Kaufleute, die Handwerker und die Bauern. Aus diesen vier Klassen wird auch der Munizipalmagistrat besetzt. Er besteht aus drey Konsulen und 24 Räthen. Der erste Konsul wird aus dem Adel gewählt, der zweyte aus der Kaufmannschaft, und der dritte wechselsweis aus den Handwerkern und dem Bauernstande. Ehedem waren alle Stellen der Konsule und Räthe nur auf ein Jahr, seit kurzem aber hat der Hof sie auf Lebenslang gemacht. Die Räthe werden ebenfalls aus den 4 Klassen gewählt, sieben von jeder Klasse, mit Inbegrif des Konsuls.

Die täglichen Geschäfte werden allein durch die Konsule besorgt, denen ein Advokat, oder Rechtsgelehrter, wegen vorfallender Rechtshändel, zugegeben ist. Nur in wichtigen, die ganze Stadt angehenden Geschäften werden die Räthe versammelt. Vom Hofe ist ein Intendant für die ganze Grafschaft gesetzt, und dieser hat in der Rathsversammlung den Vorsitz, aber ohne Stimme. Der jetzige adliche Konsul ist der **Graf von St. Andre**, ein sehr braver und auch angenehmer Mann.

Diese

Diese Munizipalregierung besorget die Polizey-anstalten und verwaltet die Einkünfte der Stadt. Das Kollegium der Konsule aber, oder, wie es hier genannt wird, das **Konsulat**, schlichtet die Zwistigkeiten zwischen den Einwohnern.

Ich habe zuverläßig erfahren, daß die jährlichen Einkünfte der Stadt sich ungefähr auf 150,000 Lire belaufen, worunter aber die Domäneneinkünfte nicht mit begriffen sind. Jene Summe kommt von Verpachtung der Fleischbänke und der Beckerey, auch von andern kleinen Gefällen. Ausserdem hat sie ansehnliche Domänengüter, die sie verpachtet. Der feindliche Einfall von 1744 hat die Stadt in beträchtliche Schulden gesetzt, die durch schlechte Veranstaltungen, die der Rath vor einigen Jahren mit Aufkaufung fremden Getreides getroffen, um ein merkliches vermehret worden. Deswegen hat der Rath im vorigen Jahre vom König die Erlaubniß erhalten, verschiedene Domänengüter zu veräussern, um die Schulden zu bezahlen.

Der Hof hat hier folgende Bediente für die ganze Graffschaft: 1) den **Guvernör**, welche Stelle aber seit langem nicht besetzt gewesen; denn sie kan nur ein Prinz aus dem regierenden Hause

bekleiden. Dieses würde freylich der Stadt wohl thun, aber es ist gegen die heutige Politik der Suveräne, daß Prinzen von ihrem Hause in den Provinzen ihre Hofstaat aufschlagen. Inzwischen vertritt der Kommandant der Stadt die Stelle.

2) Der **Kommandant von Nizza**, der zugleich auch Oberbefehlshaber über die Festung St. Alban ist, die auf dem hohen, nahe der Stadt liegenden Berg dieses Namens liegt, und woraus nicht nur die Ebene um Nizza, sondern auch die jenseit des Berges liegende Stadt **Villa Franca** und ihr Hafen kan beschossen werden. Der Kommandant ist immer ein Kriegsbedienter von ansehnlichem Rang, und hat in der That grosses Ansehen in der Stadt und auf dem Lande. In seinen öffentlichen Polizeyverordnungen bedient er sich der Formel: Wir N. N. u. s. f. befehlen u. s. w. Um den kleinen Militärdienst aber bekümmert er sich nicht, sondern überläst dieses dem Kommandör des Bataillons. Der jetzige Kommandant ist der Chevalier de **Blonay**, ein Savoyard, oder, wie er mir aus Höflichkeit sagte, ein halber Schweizer. In der That ist ein Theil dieser Familie, nämlich derjenige, welcher seine Güter in dem

Pays

Pays de Vaud hatte, mit diesem Land unter den Kanton Bern gekommen, und blühet noch gegenwärtig da. 3) Der Intendant des Königs, der das Interesse des Hofes in der ganzen Provinz besorgt. 4) Für die wichtigern Civil- und Kriminalrechtshändel ist hier ein suveräner Gerichtshof niedergesetzt, der das Parlament, auch der Senat, genannt wird. Die Senatoren werden vom Hof aus dem Adel bestellt. Selbst die meisten Advokaten bey diesem obersten Gericht sind Edelleute.

Die Anstalten zum Studiren sind hier ziemlich schlecht. Zwar ist, ausser dem bischöflichen Seminarium, darin die Geistlichen studiren, ein Gymnasium, auf welchem, ausser den sogenannten litteris humanioribus, auch Mathematik, Physik und Philosophie gelehrt werden, und über welches der Hof einen Reformatore aus dem hiesigen Adel setzet; aber es ist in etwas schlechtem Zustande.

Ich hatte ein zuverlässiges Verzeichniß der Städte, Flecken und Dörfer der ganzen Grafschaft in Händen, habe aber versäumt daraus etwas aufzuzeichnen. So viel ich mich erinnere, belief sich

sich die Zahl doch über 250. Ich kan mir aber keinen Begrif davon machen, wie so viel Leute in einem solchen Lande, das keine Aecker und so sehr wenig Wiesen hat, leben können. Denn die ganze Grafschaft ist durchaus mit hohen, sehr steilen und fast völlig unfruchtbaren Bergen so besetzt, daß nicht nur kein ebenes Land, sondern gar selten ein kleines ganz enges Thal dazwischen ist. An den meisten Orten nämlich stossen die Berge zu unterst am Fusse so an einander, daß auf den letzten Schritt, den man von einem herunter gethan, sogleich der erste Schritt gegen die Höhe des andern heraufgeht. Nur hie und da fliest etwan ein Bach zwischen zwey Bergen durch. Fast alle diese Berge sind wenigstens zur Hälfte ganz kahle Felsen. Gegen die Tiefe haben sie etwas Erde, sind aber so steil, daß überal haben Terrassen müssen aufgemauert werden, um die Erde gegen das Abspülen sicher zu stellen; und diese, meist sehr schmale Terrassen sind das Getreid tragende Land.

Eh ich von dem Klima spreche, will ich der hiesigen Alterthümer gedenken; denn auf dem kleinen Grunde des Gebiets der Stadt Nizza haben ehedem zwey griechische, hernach römische Städte

ge-



gestanden. Nizza ist, wie bekannt, das alte Nicäa, von den maßilischen Griechen gebaut. Von den ersten griechischen Einwohnern aber hat sich bis jetzt kein Ueberbleibsel, weder Schrift, noch Gebäude, noch irgend ein geschnitztes, oder gegossenes Bild gefunden, da noch verschiedenes von den römischen Zeiten her da vorhanden ist. In und nah um Nizza sind zwar keine römische Gebäude mehr, aber verschiedene Steine mit römischen Inschriften. Die zweyte nur eine halbe Stunde weit von Nicäa gelegene griechische Stadt, Cemenela oder Cemenelá [8]) lag ganz oben auf dem Berge, dessen ich schon gedacht habe, der aus dem Kreis, der die Ebene umgebenden Berge heraustritt, und längs dem rechten Ufer des Paglions sich bis nah an die Stadt heran erstreckt. Die oberste Höhe dieses Berges, auf welcher jetzt ein Barfüsserkloster steht, scheint der Mittelpunkt dieser Stadt gewesen zu seyn. Ein hohes und festes Gemäuer an einem in dem Garten des

Klo-

8) Plinius nennet sie Cemenelion. Sie war einmal der Sitz des Praefecti alpium maritimarum. Hist. nat. III. 5.

Klosters liegenden Hügel, ist, der Sage nach, ein Ueberbleibsel von dem ehmaligen Schloß, oder Kapitol dieser Stadt. Es ist zu vermuthen, daß noch uneröfnete Gewölber unter dem Schutt dieses ehmaligen Schlosses liegen; wenigstens verursacht es ein hohles Getön, wenn man ganz oben auf dem Hügel hart auf die Erde auftritt. An den um das Kloster herum liegenden Terrassen und andern Mauern, imgleichen an den im Garten befindlichen Treppen sieht man hie und da Steine mit römischen Namen überschrieben; und man wird gewahr, daß die meisten Mauern dieser Gegend, welche Terrassen unterstützen, oder die Güter einschliessen, aus den Steinen der ehmaligen Gebäude dieser zerstörten Stadt aufgeführt sind.

Gleich neben dem Kloster liegt die **Villa** des **Marchese Ferreri**, in welcher die vier Mauern eines kleinen viereckigen Tempels stehen. Nahe dabey ist ein kleines Amphitheater in seinen Ruinen, dessen **Arena** noch ganz und beynah unversehrt ist. Wenn der Legende des **H. Pontius** zu trauen ist, so war der erwähnte kleine Tempel dem **Apoll** geweiht; denn es heist dort, der Präses **Claudius** habe den Heiligen

ligen, der jezt eben in dieser Arena wilden Thieren solte Preis gegeben werden, gesagt: Ecce proxime venerabile Apollinis templum; accede et sacrifica 9). Das Haus der gedachten Villa liegt zwischen dem Tempel und dem Amphitheater. An dem Austrit auf die Terrasse, auf welcher das Haus steht, sieht man rechter und linker Hand zwey Steine, wie Postamente gestaltet. Der zur linken Hand läst noch undeutliche Spuren eines alten flachen Schnizwerks sehen, auf dem ich einen Hahn und den Kaduceus des Merkurs wahrnehmen konte. Der rechter Hand stehende Stein enthält in schönen Buchstaben folgende Schrift:

CORNELIAE SALO
NINAE
SANCTISSIM AUG
CONIUG GALLIENI
IUNIORIS AUG N
ORDO GEMENEL
CURANT AURELIO
IANUARIO U E

Et.

9) Die Geschichte dieses und andrer nicäischen Martyrer befindet sich in einem Werke, das ein Priester

Etwan eine Viertelstunde hinter gedachtem Barfüsserkloster, wo der Berg sich an das herumliegende Gebirg anschliest, liegt die Abtey St. Pont, Benediktinerordens. Dicht hinter derselben steht auf einem Hügel ein ebenfals noch meist ganzer kleiner Tempel von viereckiger Form: An dem innern Gemäuer kan man sehen, daß das Dach, das iezt eingestürzt ist, darüber gewölbt gewesen. Sonst zeigt dieser kleine Tempel nichts merkwürdiges.

Man trift übrigens ziemlich weit in dieser Gegend herum zerstreute Ueberbleibsel unterirdischer gewölbter Gänge an, durch welche vielleicht ehedem Wasser irgendwohin in Bäder geleitet worden. Die weit herum zerstreuten Ueberbleibsel alter Gebäude scheinen doch einen ziemlich grossen Ort, der hier gestanden hat, anzuzeigen. Aber auch hier ist ausser dem ehma-

Priester aus Nizza, Petrus Goffredi, unter dem Titel: Nicaea civitas sacris monumentis illustrata etc. im Jahr 1658. herausgegeben hat. Das Werk ist zu Turin in klein Folio gedruckt, und enthält unter andern auch alle damals bekannte in dieser Gegend noch befindliche römische Inschriften.

maligen Namen der Stadt sonst keine Spur ihres griechischen Ursprungs anzutreffen.

Ich kan diese Gegend nicht verlassen, ohne des vortreflichen Klima derselben zu gedenken. Die Engländer, deren jährlich eine beträchtliche Anzahl im Herbst nach den mittäglichen und wärmern Gegenden von Europa reiset, um der Kälte und andern Unannehmlichkeiten des Winters zu entgehen, haben seit einigen Jahren diese Gegend in guten Ruf gebracht, und ich halte dafür, daß sie denselben auch wirklich verdient. Wer im Winter, ohne die rauschenden Ergözlichkeiten grösser Städte zu suchen, einen Ort zu finden wünscht, wo er, gegen Kälte, Schnee und Nebel gesichert, Frühlingstage geniessen könne, findet dieses hier. Der Winter, der am Ende von 1775. und Anfang 1776. den grösten Theil, nicht nur von dem nördlichen Europa, sondern von Italien selbst, so schwer gedrückt hat, war hier sehr gelind, ob er gleich nach Aussage der Einwohner, ausserordentlich rauh und unfreundlich gewesen. Die Kälte vom Anfang des Dezembers bis Ende des Merz war wenig beschwerlich. Schnee sah man den gan-

 zen

zen Winter nicht, ausser auf den umliegenden Höhen, und nur an drey Morgen dieses Winters war es so kalt, daß das stehende Wasser mit Eis überzogen ward, welches aber gegen neun Uhr des Morgens wieder verschwunden war. Die Unannehmlichkeiten dieses strengen Winters bestunden darin, daß im Jänner und Anfang des Februars viel Regen mit unangenehmem Wind eingefallen war. Nichts konte hingegen schöner und angenehmer seyn, als die herrlichen Tage während des Dezembers, einen Theil des Jänners und Februars. Ueberhaupt glich jeder Tag des Winters, an dem es nicht regnete, den schönen Frühlingstagen in Deutschland. Aber die Luft ist hier viel heller und reiner, als ich sie sonst irgendwo gesehen habe. Man erkennet dieses an dem lebhaften Funkeln der Sterne bey jeder hellen Nacht, und an der Menge kleiner Sterne, die man hier siehet, und die in Deutschland nur in den hellesten und reinesten Winternächten sichtbar werden. Zur Beobachtung der Sterne wäre Nizza einer der vorzüglichsten Oerter in Europa; denn selbst bey anhaltendem Regenwetter merkt man nicht, daß die Luft sehr feucht oder dick geworden.

Dem-

Demnach finden kränkliche Personen, denen eine reine trockene Luft zuträglich ist, und die dabey nöthig haben sich täglich durch Spazierengehen in Bewegung zu sezen, den Winter über hier, was sie nöthig haben. Man mus aber doch Kräfte genug besizen, etwas in die Weite zu gehen und Berge zu steigen. Zwar ist der oben beschriebene Spaziergang um die Stadt herum höchst angenehm und nicht lang; wer aber die Mannigfaltigkeit und tägliche Abwechslung liebet, mus seine Wege in die umliegenden Thäler und auf die Höhen nehmen; denn hier ist die Mannigfaltigkeit der Wege, der Aussichten und immer neuer Gegenstände unerschöpflich. Man mag sich auf den Höhen befinden, wo es auch sey, so hat man eine Aussicht von unbeschreiblicher Annehmlichkeit vor sich.

Die Natur ist hier den Winter über nie ganz in Ruhe. Die Gärten sind beständig grün, und täglich wird darin gepflanzet, oder gesäet. Auf den ungebauten Stellen der Berge und an hohen Stellen auf dem ebenen Lande sieht man den ganzen Winter durch grünes Gras, hie und

da aufblühende Blumen, immer grüne Bäume mit Früchten, oder mit allmähligen aufbrechenden Blüthen. Besonders hängen die Oliven-und Lorbeerbäume den ganzen Winter durch voll Früchte, des herrlichen Schauspiels der mit halb reifen Früchten behangenen Zitronen- und Pomeranzenbäume nicht zu gedenken.

Für Personen, die aus einem nördlichen Klima hieher kommen, sind diese Spaziergänge um so viel angenehmer, weil sie ihnen fast lauter neue Gegenstände zeigen. Selbst die Aussicht auf die völlig kahlen, dürren und alles Grünen beraubten Gipfel der umliegenden Berge und Felsenhöhen hat wegen der Ungewöhnlichkeit dieses Schauplazes etwas angenehmes. Man hat die beyden äussersten Grenzen der Armuth und des Reichthums der Natur hier zugleich vor sich, jene auf den Höhen, diesen in den Ebenen und Thälern.

Dann ist fast alles, was man von Kräutern, Blumen und Bäumen sieht, neu und fremd, und man findet hier in der Wildnis der Berge Blumen, Gesträuch und Bäume, die man in nördlichen Gegenden mit grosser Sorg-

falt

falt zur Verschönerung der Lustgärten den Winter über in Gewächshäusern verwahrt, und im Sommer in Töpfen oder Kübeln heraussezt. Die grosse amerikanische Aloe, von der ich hier auf einem der rauhesten Berge einen ganzen Wald angetroffen habe, die *Opuntia* (oder Ficus indica) die hier an einigen Orten die Stelle eines Zauns vertrit, die Myrte, der Lorbeerbaum, das lieblich riechende Smilax, der gelbe Schasmin, der **Lentiskus**, der Granatenbaum, der Erdbeerenbaum (Arbutus), und viel andre bey uns seltene Gewächse sind hier überal neben den Wegen, oder in Wildnissen zu sehen. An einigen der rauhesten Stellen der Berge findet man den so genannten Carroubier (Siliqua dulcis) einen sehr schönen, immer grünen Baum, gepflanzt, dessen lange Schoten, die in Deutschland unter dem Namen **St. Johannis Brod** bekant sind, hier den Eseln zum Futter dienen. Man rechnet den jährlichen Ertrag eines solchen Baumes, einen in den andern gerechnet, 3 piemontesische Lire. Es ist mir daher völlig unglaublich, was **Twiß** von einem solchen Baum, der bey **Alicante** in Spanien stehen sol, mel-

det, daß er 130 Arroben Früchte (jede Arrobe hält 26 Pfund) getragen habe, die für 70 Rthl. verkauft worden. In Spanien wird dieser Baum Garofeta genant.

In den Gärten sieht man auch hie und da den Dattelbaum, den Gujubenbaum, die ägyptische Acacia mimosa, und den Azedarach, aus dessen sehr artig gestaltetem, steinhartem Kern Rosenkränze verfertiget werden. Aus den der Sonne recht ausgesezten Mauern, und aus hohen steinigen Boorten sieht man die Kapernstaude sich zwischen den Steinen herausdrängen. Kurz, es zeigen sich hier überal so viel neue dem deutschen Auge fremde Gewächse, daß diese allein einem Gartenliebhaber die Spaziergänge den ganzen Winter über angenehm machen können.

Etwas beschwerlich ist hiebey doch der Umstand, daß die schmalen Wege nicht nur hie und da sehr steil, sondern durchaus mit kleinen losliegenden Steinen so bedeckt sind, daß man sich in Acht nehmen muß, um nicht darauf zu treten, weil man gar leicht ausglitschen und fallen kan. Ich glaube auch, daß dieses dem hiesigen Volk oft geschieht, und daß es schweren Schaden

den davon nimt. Wenigstens habe ich an keinem Orte eine solche Menge hinkender Menschen angetroffen als hier, und ich schreibe das dem Ausglitschen über diese in den Wegen liegende Steine zu. Eine andre Unbequemlichkeit macht der hiesige Boden, der meist aus fettem Ton besteht, und daher bey Regenwetter sehr schlüpfrig wird.

Das Gestein der hiesigen Berge ist zwar mannigfaltig, doch gröstentheils Kalk und Gips, die hier beyde von ausnehmender Güte sind. Der ganze Berg, den die Einwohner Cimle nennen, worauf die Stadt Cemenelion gestanden hat, ist ein einziger Klumpen von Gipsstein. Hie und da sind auch Adern von Marmor und weissem Kiesel. Daß übrigens diese Berge sehr dürre, und die Wasserquellen daran etwas seltenes sind, habe ich bereits erinnert.

So schön aber die Winter in dieser Gegend sind, so unangenehm ist der Frühling wegen der grossen Unbeständigkeit des Wetters. Man ist selten zwey Stunden lang sicher schönes Wetter zu behalten. Oft folgt auf das herrlichste Wetter plözlich Wind und Regen, und eben so

schnell legen sich auch Wind und Regen wieder, um dem lieblichsten Wetter Plaz zu machen. Ueberhaupt aber würde ich den Frühling in den gemässigten Gegenden von Deutschland dem hiesigen weit vorziehen. Deswegen reisen auch die meisten Engländer, die den Winter hier zugebracht haben, im Merz wieder davon.

Die Stadt, oder vielmehr der Flecken **Villa Franca** liegt nah bey **Nizza**, jenseit des Berges **Montalban**. Die auf diesem Berge gelegene kleine Festung dienet sowol der einen, als der andern zum Schuz. Zu Wasser fährt man in einer Stunde von **Nizza** nach **Villa Franca**; denn sobald man um den neben dem Hafen der ersten Stadt etwas ins Meer hineintretenden Fus des Berges **Montalban** herum ist, befindet man sich an der Einfahrt des Hafens von **Villa Franca**, der sich zwischen dem **Montalban** und dem **Kap di St. Hospitio** etwan eine halbe Stunde weit in Form eines länglichen Vierecks ins Land hineinzieht. Die Einfahrt ist sehr weit, welches diesen Hafen gerade gegen den Südwind offen läst. Er ist so räumlich, daß eine beträchtliche Kriegsflotte darin liegen könte.

könte. Hinten im Grunde der Einfahrt gerad gegen über, liegt Villa Franca an dem Fus eines sehr steilen hohen Felsens, daneben, etwas zur linken Hand, auf einer mässigen Anhöhe, das dazu gehörige feste Schlos, oder die Zitadelle, und noch etwas weiter linker Hand herum, nämlich gegen die westliche Seite des Hafens, liegen die verschiedenen zu der hiesigen kleinen Marine gehörigen Gebäude. An dieser Seite ist durch einen langen Molo ein kleiner Hafen, oder eine Darte, von dem Grossen abgesondert, und hier liegen die königliche Fregatten und die Galeeren. Auch können Kauffarteischiffe hier ankern.

Die westliche Küste des Hafens, welche die östliche Seite des Montalban ist, erlaubt keine Anfahrt; denn sie besteht aus steilen Felsen. An derselben aber kan man in kleinen Kähnen Korallen fischen. Das westliche Ufer des Hafens ist flacher, und erhebt sich almählig in kleine sehr angenehme und fruchtbare Hügel, die auf einer schmalen Erdzunge sich ins Meer hinein erstrecken, und den Hafen von der Ostseite sichern.

 Von

Von der Mitte des Hafens aus macht **Villa Franca** mit den umliegenden Landhäusern eine überaus seltsame Ansicht. Die Häuser scheinen an dem auch bis an den Fus herunter steilen Felsen mehr angehängt, als auf festen Grund gemauert. Und auf verschiedenen über der Stadt hangenden steilen und daher unersteiglich scheinenden Höhen sieht man Landhäuser wie in der Luft schwebend, fast so, wie man bisweilen auf chinesischen Malereien Häuser auf schwebenden Felsen gemalt sieht. Ueber der Stadt und linker Hand derselben ist alles, bis auf eine gewisse Höhe, fast kahler Felsen; rechter Hand aber (immer vom Hafen aus gerechnet) werden die Berge allmählig grün und niedriger.

Von der Stadt aus geht man, auf einem schönen, meist in Felsen ausgehauenen und langen Quay nach dem Schifswerft und den zur Marine gehörigen Gebäuden. Gegenwärtig besteht die ganze Marine des Königs aus einer Fregatte von 36 Kanonen (an einer zweyten wird jezt gebaut) und zwey Galeeren. Hiezu gehören zwey Kompanien Seesoldaten, welche in **Villa Franca** liegen. Die Fregatte kreuzt

den

den Sommer über meist in den Gewässern von Sardinien, um die dortige Schiffahrt gegen die barbarischen Seeräuber zu sichern. Das Kommando über die Marine hat jezt der, aus den Schriften der königl. Gesellschaft der Wissenschaften zu Turin, als ein fürtrefliches Genie bekannte Chevalier de Foncenex, dessen mir erwiesene Freundschaft und Güte, und dessen lehrreichen und angenehmen Umgang ich in dankbarem und vergnügtem Andenken behalten werde.

Ich muß hier einer besondern Art irdener Gefässe Meldung thun, die ich bey erwähntem Chevalier de Foncenex zuerst gesehn habe. Sie sind von schwarzbrauner Erde gebrannt, und dienen das Wasser zum Trinken in der grösten Sommerhize abzukühlen. Dazu wird weiter nichts erfodert, als daß das Gefäß mit Wasser angefüllt, und hernach in die freye Luft, allenfals an die Sonne, gesezt werde. Da wird es so kühl, als wenn es in einer Eisgrube gestanden hätte. Die kühlende Kraft dieser Gefässe, oder Krüge, komt ohne Zweifel daher, daß etwas von dem darin stehenden Wasser durchschwizt, so daß die Krüge auch von aussen immer

mer etwas naß sind. Daß ein nasses, an der Luft stehendes Gefäs sehr kalt werde, ist eine schon sehr lang bekante Sache.

Man kan von Nizza auch zu Fus, oder zu Pferde, in weniger als einer Stunde nach Villa Franca kommen. Nicht weit von diesem Weg ab liegt, ungefähr an der halben Höhe des Berges, ein Landhaus, welches la Casa Forte genant wird. Als die Franzosen und Spanier im Jahr 1744. in die Grafschaft eingefallen waren, und Nizza besezt hielten, auch ein Theil von ihnen an dem Montalban, unter den Kanonen der oben darauf liegenden Festung sich gelagert hatte, war dieses Haus mit piemontesischen Invaliden besezt, die dem Feinde beträchtlichen Schaden thaten. Dieser that also einen Angrif auf dieses Haus, um die Piemonteser von da zu vertreiben. Die wenige Mannschaft wehrte sich so tapfer, und richtete so viel Schaden unter den Angreifenden an, daß ihr endlich der freye Abzug muste zugestanden werden. Nachdem ein Unteroffizier mit 15 Mann aus dieser Casa Forte ausgezogen war, und weiter niemand herauskam, ward der Befehls-

haber,

haber, unter dem der Angrif geschehen war, ungeduldig, und befahl, daß die übrige Mannschaft das Haus ebenfals unverzüglich räumen solte. Als der brave Unteroffizier ihm sagte, es sey niemand mehr darin, er und seine 15 Invaliden haben die ganze Besazung des Hauses ausgemacht, wolte er erst es nicht glauben, ward aber bald zu seiner grösten Verwundetung und Beschämung davon überführt.

Ich wäre gern Anfang Aprils von **Nizza** abgereiset, weil ich aber auf **Turin** gehen wolte, und man mir sagte, daß der Weg über den **Col die Tenda** um diese Jahrszeit wegen des zu vielen Schnees, und der im Frühjahr nicht selten herunter fallenden **Schneelauwinen** (Lavanches) gefährlich sey, so sezte ich meine Abreise bis Anfang Mays aus, und, da ich einen Theil dieses Weges nicht anders, als auf einem Maulthier, machen konte, wolte ich durch eine vorläufige kleine Ausflucht meine Kräfte zu dieser Reise versuchen, und nahm mir vor das Fürstenthum **Monaco** zu sehen. Ich hatte viel von den sehr schlimmen und gefährlichen Wegen gehört, die zu Lande von **Nizza** nach **Genua** füh-

führen, und der, den ich mir zu machen vornahm, war ein Theil desselben.

Also reiste ich an einem schönen Tag, in einer Gesellschaft, die ich dazu angeworben hatte, von Nizza aus. Wir waren alle auf Maulthieren, und da wir uns vorgenommen hatten, erst den geraden Weg nach Menton am östlichen Ende des Fürstenthums zu nehmen, und dann den folgenden Tag von da über Monaco zurück zu kehren, so nahmen wir auch unsre Mittagsmahlzeit mit, um unterwegs, wo es uns etwa gefallen würde, im Freyen zu speisen.

Man kan nicht leicht etwas seltsameres, schrecklicheres und zugleich schöneres in dieser Art sehen, als diesen Weg. Er geht über hohe, sehr dürre, meistentheils aus kahlen Felsen bestehende Berge, und so seltsam zwischen den obersten Gipfeln dieser Berge herum, daß man beständig neue und sonderbare Aussichten vor sich hat. Bald sieht man sich in einer erstaunlichen, nirgend einen Ausgang anzeigenden Wüste von Felsenklippen, wo man sich sehr weit von allem, was lebt und grünt, entfernt glaubt, wo man nichts als eine völlig erstorbene Natur, so weit das Aug reichen

chen kan, um sich siehet. Dann kömmt man plötzlich wieder auf eine Stelle, wo man zwischen den Felsengipfeln durch das Meer und etwas von der Küste, manche seltsame Bucht und in das Meer hineintretende Erdspitzen von einer beträchtlichen Höhe herunter erblickt. Besonders ist die Aussicht auf das Kap di St. Hospitio sehr angenehm. Man hat auf diesem Weg oft die Aussicht auf dasselbe herunter, und zuletzt noch ganz von der Nähe, nachdem man glaubt sich schon weit davon entfernt zu haben.

Auf diesen Bergen kömmt man nach anderthalb, oder zwey Stunden an ein Dorf Torbia genannt, wo man einen halb eingefallenen hohen runden Thurm sieht, der noch von den Römern herrühren soll. Dort herum sind zwischen den obersten Hügeln der Berge einige Thäler, die angebaut werden, und noch ziemlich fruchtbar schienen. Wir verliessen hier den Weg, der nach Monaco herunterführt, um links an den Bergen fortzureiten und den geradesten Weg nach Menton zu nehmen.

Nicht weit von diesem Ort kommt man auf eine Stelle, von welcher man zwischen zwey Bergen durch auf Monaco heruntersieht. Man überschaut

schaut die ganze Stadt, und kan bis in die Straßsen hineinsehen. Hie und da wird der Weg sehr beschwerlich wegen der vielen losliegenden Steine und des jähen Absturzes in Abgründe, die man zur Seite hat. Wo man von der Höhe etwas weiter an den Bergen herunterkömmt, sieht man hie und da einige dürre Pflanzen aus den Ritzen der Felsen herauswachsen. Meistens ein paar Arten einer ziemlich hohen und holzigen Euphorbia.

Gegen Mittag kamen wir an einen Ort, wo ein kleiner von der Höhe herunterfallender Bach sich ein tiefes Tobel, 10) oder eine Kluft, zwischen zwey Bergen ausgehölt hatte, welche sich allmählig gegen das Meer herunter erweitert. An diesem Bach, der gleich am Weg einen sehr artigen Wasserfall bildet, hielten wir in diesem romantischen wilden Tobel an, um unsre Mittagsmahlzeit einzunehmen, besonders, weil wir da schönes Wasser zum Trinken hatten. Die Hitze war beträchtlich, und machte uns das Wasser desto nothwendiger.

Nicht

10) Ein Tobel ist ein schmales an einem Berge herauf laufendes und oben in eine Spitze ausgehendes Thal, oder Ravin.

Nicht weit von diesem Orte hat man die Aussicht auf den breiten Rücken eines gegen das Meer zu, nordwärts von **Monaco** gelegenen Berges, der mir wegen einer erstaunlichen Menge darauf befindlicher, zum Theil sehr grosser, viereckig und auch zu Säulen rund gehauener Steine, die weit herum darauf zerstreuet liegen, merkwürdig schien. Dieser Ort sieht gerade so aus, als wenn man zu einem sehr grossen Bau die Steine und Säulen hier gehauen und hernach liegen gelassen hätte. Aber ein mitten aus diesen Steinen sich emporhebender Säulenstamm scheint anzuzeigen, daß dieses Ruinen zerstörter Gebäude sind. Vielleicht hat hier ein Tempel des **Herkules Monökus**, von dem **Monaco** den Namen hat, gestanden. Aber für einen Tempel sind die Ruinen zu weit verbreitet. Ich konnte auf dieser kleinen Reise niemand, weder in **Menton** noch **Monaco**, antreffen, der mir einiges Licht über diese Sache gegeben hätte.

Als wir nach Mittag unsre Reise fortsetzten, kamen wir endlich von dem bisher beschwerlichen Weg auf den sogenannten Prinzenweg, eine schöne mit vielen Kosten gemachte fahrbare Strasse, die von **Monaco** nach **Menton** führt. Sie ist, M laut

laut einer ungefähr mitten zwischen beyden Städten an der Strasse auf eine marmorne Tafel eingegrabenen Inschrift, 1722 von dem Prinzen **Anton** gemacht worden.

Von hier aus ist der Weg nach **Menton** höchst angenehm. Er geht in einer ziemlichen Höhe längs der Seeküste, aber ohne Gefahr. Man hat also eine völlig freye Aussicht auf das weite Meer herunter. Ganz unten an der Küste sieht man hie und da ein kleines Stück flaches Land, und auf demselben ein Haus mit etwas Acker und Bäumen umgeben, welches gegen die sonst meist kahle felsige Küste sehr angenehm absticht.

Wir hatten auf diesem Weg ein artiges Schauspiel vor uns, das uns lang in Ungewißheit ließ, was wir daraus machen sollten. Die See war ganz glatt; in einer ziemlichen Entfernung von der Küste sah man von Zeit zu Zeit plötzlich einen hellen Schein, als wenn von einem Spiegel die volle Sonne ins Auge blitzte. Dieser blitzende Schein entstund und vergieng plötzlich, und immer an andern Stellen. Durch ein Fernglas entdeckte ich endlich, daß dieses Blitzen von spielenden Delfinen herkam.

Eine kleine Stunde eh man nach Menton kömmt, fängt die hohe Küste an etwas niedriger zu werden. Die kahlen Berge entfernen sich etwas von dem Meer und lassen da ein kleines Gelände, das einen unebenen, aber sehr fruchtbaren Boden hat. Man fährt durch einen Wald von Olivenbäumen, die erstaunlich groß sind. Gar viele davon sind unten am Stamm sechs Fus dick und darüber; inwendig aber sind die meisten hohl. Sie müssen von sehr hohem Alter seyn, denn dieser Baum wächst überaus langsam. Gleich neben dem Weg sieht man da ein Gemäuer, das ohne Zweifel ein Ueberbleibsel eines alten, von den römischen Kolonisten hier aufgeführten Gebäudes ist. Auch trift man etwas gutes Ackerland an, das reichlich mit Maulbeerbäumen besetzt ist. Näher gegen die Stadt kömmt man ganz in die Ebene, und auf eine schöne breite Strasse, die zu beyden Seiten mit einigen Reihen schöner und grosser Maulbeerbäume besetzt ist. Endlich kommt man zwischen vielen Gärten, davon jeder ein Zitronenwald ist, nach **Menton**, wo wir gegen 6 Uhr des Abends anlangten.

Diese kleine, sehr angenehme Stadt liegt auf der Grenze des Fürstenthums **Monaco**, nahe bey **Ventimiglia** und dicht bey der See. Sie hat aber keinen Hafen. Die Schiffe müssen in einer kleinen Entfernung auf der Rhede vor Anker liegen bleiben. Gegen Nordost und Norden ist sie von den wilden und kahlen Bergen umgeben, womit diese Küste besetzt ist. An der Abendseite der Stadt zieht sich ein sehr enges Thal tief zwischen den Bergen nordwärts hinein, und es ist nicht schwer abzunehmen, daß das niedrigere Gelände an der Abendseite von **Menton** ehedem eine Bucht des Meeres gewesen, die allmählig mit Steinen und Erde, die der aus bemeldeter Kluft herauskommende, bey Regenwetter hoch anschwellende Bach mit sich geführt hat, ausgefüllt und erhöhet worden.

Es scheint diese kleine Stadt einige reiche Einwohner zu haben. Man sieht etliche grosse Reichthum ankündigende Häuser. Nach dem Verhältniß ihrer Grösse schien sie mir sehr volkreich; wenigstens wimmelten alle Gassen von Volk (es war aber den Tag nach unsrer Ankunft eben Sonntag) das sehr munter und vergnügt aussah. Besonders kam es mir hier vor, daß an diesem Tage schon

des Morgens alle Kramläden offen stunden, und es in den Hauptstrassen aussah, als wenn ein Jahrmarkt gehalten würde. Man sah zu gleicher Zeit eine Menge Menschen auf den Strassen und an den Kramläden, und andre truppweise in die Kirche gehen, und aus derselben herauskommen.

Die Einwohner scheinen ihren Unterhalt blos von dem Oel, den Zitronen und Pomeranzen zu haben, welche Güter hier in erstaunlicher Menge gewonnen werden. Auch der Seidenbau muß etwas eintragen. Die Handlung scheint hier in den Händen von wenigen Handlungshäusern zu seyn.

Nachdem wir uns den Morgen nach unsrer Ankunft ein Paar Stunden lang in der Stadt umgesehen hatten, setzten wir uns wieder auf unsre Maulthiere, um noch zum Mittagsessen nach **Monaco** zu kommen. Wir besahen auf dem Rückweg das eine halbe Stunde von **Menton** liegende fürstliche Lustschloß, auf dem sich der Prinz, so oft er sein kleines Fürstenthum besucht, den Sommer über aufhält. Es liegt dicht an dem Meer, hat aber nichts vorzügliches, als seine fürtrefliche Lage. In dem Tafelzimmer sah ich eine Anstalt, die mir wohlausgedacht schien, ob sie gleich auch

ihre Unbequemlichkeit haben mag. Es hängt nämlich mitten über der Tafel, an zwey von der Decke herunterhängenden Latten, eine Art von Ventilator, oder Windfächer, von reichem Stoff mit Franzen besetzt, der, vermittelst einer an der Wand des Zimmers herunterhängenden dicken Schnur, längs der Tafel, wie eine Glocke, hin und her bewegt wird. Dieses dient nicht nur die an der Tafel Sitzenden zu fächeln und abzukühlen, sondern zugleich die Fliegen, welche in diesen warmen Ländern unglaublich beschwerlich sind, von der Tafel abzuhalten.

Um das Schloß herum liegt ein Lustgarten, der aber, obgleich der Prinz verwichenen Sommer sich hier aufgehalten, so sehr verwildert ist, daß man Mühe hat, den Buchs, womit die Blumenbeete des Parterre eingefaßt sind, unter dem hohen Unkraut zu erkennen. Dieses schien mir deutlich anzuzeigen, daß der Prinz, so lang er sich hier aufhält, nicht nur keinen Fus in den Garten setzet, sondern auch nicht einmal aus dem Fenster in denselben heruntersieht. Ein solches Sommerhaus dient auch zu weiter nichts, als daß man sich den Tag über, bey vorgezogenen dicken Vorhängen,

gen, in die Zimmer verschliessen, und allenfalls nach Untergang der Sonne etwas Luft schöpfen könne. Besser würde man es zu einem Wintersitz machen.

Von hier aus kommt man auf dem fürstlichen Weg, dessen ich gedacht habe, bis nach Monaco. Das Felsengebirg, welches hier längs der Küste hinläuft und an welchem der Weg eingehauen ist, ward an einigen Orten durch sehr enge und tiefe Klüfte, oder Tavins, die von kleinen, bey starkem Regen sehr anlaufenden Bächen nach und nach ausgehöhlt sind, unterbrochen. An diesen müssen hohe und starke Mauern aufgeführt, und Brücken darüber gewölbt werden. Darin bestand die Hauptschwierigkeit bey Anlegung dieser Strasse. Doch musten freylich auch viele Felsen mit Pulver weggesprengt werden.

An den meisten Orten geht der Felsenberg steil bis an die See hinab. Zur Seltenheit ist etwan ein kleines Stück flaches Land an der Küste, und dieses, nebst den unten am Meer etwas erweiterten Klüften, wo sich etwas Erde angesetzt hat, sind die wenigen Stellen, die angebaut und mit einzelen Häuserchen besetzt sind. Sonst ist das ganze

Fürstenthum Monaco, das wenige Land um Menton an dem einen und um Monaco an dem andern Ende ausgenommen, ein blosser Felsenklumpen, auf dem nichts wächst, noch wachsen kan.

In der Nähe von Monaco findet sich, sowol linker Hand des Weges gegen die See herunter, als rechter Hand gegen den Berg heran, wieder etwas angebautes Land, das reichlich mit schönen Olivenbäumen besetzt ist, dicht vor Monaco geht die Strasse allmählig bis an das Meer herunter und neben einer kleinen schmalen Bucht, welche die Stelle eines Hafens vertritt, vorbey. Als wir an dieser Bucht vorbeyritten, hatten wir das artige Schauspiel mitten in derselben eine grosse Heerde Delfine zu sehen, die sich, man mögte sagen, im vollen Muthwillen da herum wälzten und oft die Köpfe aus dem Wasser herausstreckten.

Monaco liegt auf einem ziemlich hohen, von den Bergen weit in das Meer heraustretenden Felsen, der eine hohe Halbinsel ausmacht. Der Weg von dem Hafen an dem Felsen herauf, als der Eingang nach der Stadt, ist sehr gut und breit; kan aber, weil er hie und da in breite Stufen abgetheilt ist, gar nicht be-

fah-



fahren, auch schwerlich beritten werden. Dieser Eingang ist wohl befestigt und mit ein paar Wachten besezt. Oben ist der Fels von Natur, oder durch Kunst eben gemacht, und auf dieser Ebene liegt die Stadt. An der Nordseite ist das fürstliche Schlos. Vor demselben befindet sich ein grosser, sehr schöner Plaz, von dem man in die Hauptstrassen der Stadt geht. Der Ort ist gar nicht groß, aber wohl gebaut, gut bevölkert und auch immer halb angenehm. Fast überal erhebt sich dieser Felsen senkrecht aus dem Meer; so daß es nicht möglich wäre den Ort zu ersteigen, als an der Nordwestseite, wo er sich gegen einen hohen Berg anlehnt, nämlich hinter dem Schlos. Ueberal aber, wo es nöthig schien, ist er mit guten Befestigungswerken versehen. Einige Batterien gehen nach dem Meer heraus, sowol feindliche Schiffe abzuhalten, als vorbeyfahrende Kaufmannsschiffe zu nöthigen hier beyzulegen und den Zoll abzutragen, der ein uraltes Recht des Fürsten von Monaco ist.

Es liegt hier immer ein Bataillon französischer Kriegsvölker, weil dieser souveräne Prinz von Monaco sich unter den Schuz des Königs

von Frankreich begeben hat. Die Stadt hat den Vortheil davon, daß sie von dem Gelde, welches das Bataillon verzehret, etwas gewint. Man begreift schwerlich, wovon sich dieser Ort, in dem es in der That gar nicht ärmlich aussieht, ernähre; denn hiezu scheinen die wenigen auf den Bergen und in der Tiefe herum liegenden Gärten, so fruchtbar sie auch sind, und das wenige mit Olivenbäumen besezte Ackerland in der That bey weitem nicht hinreichend. Mir kam der Ort ziemlich lebhaft vor, und die Einwohner zeigen einen muntern Geist und ein fröhliches Gemüt. Es soll wirklich auch gute Gesellschaft darin seyn. Merkwürdig ist's, daß einer der angesehensten hiesigen Einwohner, Herr Rey 34 Kinder gezeugt, davon gegenwärtig noch 17 am Leben sind, alle schön gewachsen und ansehnlich.

Das fürstliche Schlos ist von ansehnlicher Grösse, hat aber sonst nichts merkwürdiges, als seine herrliche Lage. Man zeigte uns als eine Merkwürdigkeit das Zimmer und das Bett, darin vor wenig Jahren der Herzog von York gestorben ist. Der Hof vor dem Schlosse ist mit einem

einem Portikus umgeben, an welchem alte, aber sehr schadhafte Freskomalereyen zu sehen sind, die von einem grossen Meister herrühren müssen. Aber niemand konte mir sagen, von wem sie seyen. An dem grossen Paradeplaz vor dem Schlosse steht an der Abendseite gegen das Meer hin eine lange Reihe sehr schöner metallener Kanonen von 24 Pfund Kaliber, alle auf eisernen Lavetten. Von diesem Plaz hat man eine herrliche Aussicht gegen Abend über den Golfo nach Antibes, und gegen Morgen auf die Küste, die sich von Ventimiglia nach Osten hinzieht. Gegen Südost konten wir auch von diesem Plaz die Insel Korsika sehen.

Die sämtlichen Einkünfte dieses Fürstenthums sollen sich nicht viel über 100,000 Livres französisches Geld belaufen; und dieses ist sehr glaublich; denn im ganzen Fürstenthum sind nur die zwey Städte, die ich beschrieben habe, und dann ein elendes, an der Höhe der beschriebenen kahlen Berge gelegenes Dorf, das ich nur von weitem gesehen, ohne errathen zu können, wo diese mitten unter nackten Felsen wohnende Menschen ihre Nahrung herbekommen. Ich glaube,

glaube, daß in Deutschland viele Dörfer sind, zu denen mehr angebautes Land gehört, als das ganze Fürstenthum hat.

Das Justizkollegium, welches die Rechtshändel des Fürstenthums entscheidet, hat, wie es in mehr Ländern von Italien gebräuchlich ist, stets einen fremden Rechtsgelehrten zum Präsidenten. Der Fürst nimt ihn gewöhnlichermassen immer nur auf drey Jahre in seine Dienste. Bisweilen aber wird die Zeit seines Dienstes, wenn die drey Jahre um sind, noch durch ein Paar Jahre verlängert. Der jezige Präsident ist, wo ich mich recht besinne, ein Florentiner, und dient schon zwey Jahre über die gewöhnliche Zeit.

Gegen Abend traten wir unsere Rückreise nach Nizza an. Der Weg geht über den nordwestwärts der Stadt liegenden Berg, und ist unbeschreiblich mühsam. Man muß mehr als eine halbe Stunde weit an dem Berge, der da so steil ist, als das steileste Kirchendach in Deutschland, gerad in die Höhe. Der Boden, auf den man trit, ist der blosse Felsen, aber durchaus mit los liegenden Steinen bedeckt, so daß

man

man die Stellen zwischen den Steinen, wo man den Fus sezen soll, zu suchen hat. Es versteht sich, daß man diesen Weg nur zu Fusse machen kan. Ich bewunderte die Maulthiere, welche gar oft die Vorsicht brauchten, erst mit dem Fusse, mit dem sie jezt auftreten wolten, den Grund auszuforschen, ob er auch fest sey, oder ob der Fus auf einen beweglichen Stein trete. Wenn man über diese beschwerliche Höhe weg ist, so kan man sich wieder aufsezen, um den Weg nordwärts an dem Berg herum fortzusezen. Da stößt man aber auf neue Gefahr. Man kömt an ein Paar Orten neben tiefen Abgründen vorbey, aus denen der Berg senkrecht in die Höhe steigt. Um also an den Abgründen herum zu kommen, muste ein Weg an dem Felsen eingehauen werden; er ist aber so schmal, daß gerad ein Maulthier darauf gehen kan. Indem also der eine Fus des Reuters an die Felsen anstößt, hängt der andere gegen den Abgrund herunter. Es ist wahr, daß die Maulthiere einen sichern Gang haben und nie stolpern, wie etwa den Pferden wiederfährt; aber sie fallen doch bisweilen aus Müdigkeit um, wovon ich eben

auf

auf diesem Wege, zum Glück aber, als wir über die gefährlichen Oerter schon weg waren, Proben gesehen, daß das Maulthier, auf dem mein Bedienter ritt, etlichemal unter ihm eingesunken ist. Nach einer Stunde kamen wir an das Dorf Torbia, dessen ich oben Erwähnung gethan, und spät gegen 10 Uhr Abends langten wir wieder glücklich in Nizza an.

Zur Probe der gemeinen Sprache zu Nizza kan folgendes Lied dienen. Der Verfasser ist der Advokat Christini daselbst, ein sehr gelehrter und gründlicher Mann, der auch die daneben stehende italienische Uebersetzung, die sehr wörtlich ist, gemacht hat.

Per lo mariage Dou Prinse de Piemont embe MADAMO Clotildo de Fransso.	Per il matrimonio Del Prencipe di Piemonte con MADAMA Clodilda di Francia.
Cansson.	*Canzone.*
Che giojo, che allegresso La novello aliansso De Savojo e de Fransso Produs en toi lu cuor!	Che gioja, che allegrezza La novella unione Di Savoja e di Francia Produce in tutti i cuori!

En degun ten non han	In verun tempo non hanno
Sus poble d'esto regno	I popoli di questo regno
Donat autan de segno.	Dati tanti segni
De regioissanso e amor.	Di tripudio e d'amor.
O prinsesso *Clotildo*,	O principessa *Clotilda*,
Como un solen sias bello,	Come un sole siere bella,
Splendes plus que l'estello,	Splendere piu che la stella
Che suorte au fa dou giou!	Che sponta al far del giorno
Non li ha virtú che sio	Non vi ha Virtu che sia
Degno de lai persono	Degna delle persone
Nadoi per la corono,	Nate per la corona
Che non si trove en vou.	Che non si trovi in voi.
To lo monde au cal tocco	Tutto il mondo al qual tocca
Lo búonur de vo veire,	La sorte di vedervi,
No lo vo sauprias creire	Non vel sapreste credere,
Resto plen de stupor.	Resta pien de stupore.
La Fransso, che vo perde,	La Francia, che vi perde,
Ha un gran sollaggiamen	Ha un gran sollievo
Ai sien regret, en veen,	A suoi rigretti, in vedendo,
Che li fis ran d'onor.	Che le fate tanto onore.
Beu prinsse de Piemont,	Bel prencipe di Piemonte,
Non liero autro prinsesso,	Non viera altra principessa,
Ch' egagliá si poschesso	Che eguagliar si potesse
Ai meriti, che aves.	Ai meriti, che avete.

Lo ſiel ſi degne faire	Il ciel ſi dégni fare,
Puiſche la v'ha ciauſido,	Giacché ve l'ha preſcelta,
Che per ben longo vidó	Che per ben lunga vita
En pleſi la godes.	In piacer la godiate.
Lo Rei, e la Regino	Il Re e la Regina
De grando maraviglio	Di grande maraviglia
Ramplis ſa bello figlio.	Ripieni la lor nuova
Non ceſſon de lauda.	Non ceſſan di lodare.
Acheſto Real mariage	Queſto Real maritaggio
Non pou che eſtre la forſo	Non puo ch'eſſer la ſorgente
Ai ſuddito de fuorſo	Ai ſudditi di molte
Ravoi felicitá	Rare felicitá.

Von

Von der Universität Turin

den Schulanstalten, und dem Zustande der Wissenschaften und Künste in den Piemontesischen Staaten.

Die Universität Turin ist der Mittelpunkt, von dem alle andere im Lande befindlichen öffentlichen weltlichen Erziehungsanstalten ausgehen, und in dem sie sich wieder von allen Seiten her vereinigen; so daß alle Schulen und Gymnasien sämtlicher Staaten des Königs von Sardinien auf dem festen Lande, nur die Klosterschulen und die bischöflichen Seminarien ausgenommen, mit der Universität in Verbindung stehen.

Alle zum Studiren gehörigen Anstalten durch das ganze Land stehen unter der Oberaufsicht und Regierung des **Magistrato della Riforma**, der vom König ernennet wird. Er besteht aus dem Großkanzler, vier **Riformatori**, die ansehnliche königliche Räthe sind, und einem **Censore**, denen noch ein Beysitzer, der ein Rechtsgelehrter seyn

M muß,

muß, und ein Sekretär zugeordnet sind. Dieses Kollegium hat also die Oberaufsicht und Regierung über die Universität und alle andern weltlichen Schulen des Landes, und bestellt auch in den Provinzen die besondern Riformatori und Aufseher der grössern und kleinern Provinzialschulen. Es besetzt alle zu diesen Anstalten erforderlichen Stellen und Aemter, und entsetzet auch von denselben. Nur die Professoren der Universität bekommen ihre Patente von dem König und können auch nur auf königlichen Befehl entsetzet werden. Sie werden aber dem Könige von dem Magistrato della Riforma vorgeschlagen. Dieser schreibet auch die besondern Verordnungen über alle Geschäfte und Arbeiten der königlichen Fundamentalkonstituzion gemäß vor.

Allezeit nach drey Jahren überreicht dieses Kollegium dem König einen Bericht über den allgemeinen Zustand der Erziehungsanstalten, über die darin sich äussernden Mängel, und die darin etwa zu treffenden Hauptveränderungen. Zu Anfang jedes akademischen Jahres, der auf den dritten November fällt, wird jeder Professor der Universität vor diesem Kollegium aufs neue beeydiget,

und

und muß besonders auch darauf schwören, daß er in den vorkommenden Prüfungen der Kandidaten unpartheyisch seyn, und keinem die Fragen und Ausarbeitungen, wodurch er geprüft wird, vorher wolle zukommen lassen.

Täglich muß einer der vier Riformatori sich auf der Universität einfinden, um die eingehenden schriftlichen Klagen der Professoren, oder Studenten anzunehmen, und um bey der Hand zu seyn, so oft es ihm beliebt in die Lekzionen zu gehen, und sowol den öffentlichen als Privatprüfungen der Studirenden beyzuwohnen.

Eine Hauptperson bey diesem Kollegium ist der Censore, der die nähere Aufsicht über alle zur Universität gehörige Personen hat, und von dem besonders die Unterbedienten abhangen. Er muß sich täglich auf der Universität einfinden, um überall gute Ordnung zu erhalten, und an ihn müssen alle Bittschriften der Universitätsverwandten eingereicht werden. Er untersucht die Zeugnisse, auf welche die jungen Leute aus den andern Schulen in die Universität suchen aufgenommen zu werden, desgleichen auch die Zeugnisse, auf welche ein Student zum Examen zur Beförderung in eine an-

dere Klasse, oder zu einem akademischen Grad zu-gelassen werden soll. Ihm muß jährlich von den Professoren ein Verzeichniß von den Studenten, welche die gröste Hofnung von sich geben, eingereicht werden. Diese Verzeichnisse werden bey ihm aufbehalten. Auch muß er dafür sorgen, daß die Registratur der Universität in guter Ordnung gehalten werde, muß alljährlich die Verzeichnisse der, der Universität gehörigen Geräthschaften, Instrumente, des Museums, der Anatomie und des grossen Krankenhauses (Spedale di S. Gioanni) nachsehen, und mit den wirklich vorhandenen Sachen vergleichen. Noch hat er die besondere Aufsicht über die Lehrer der unteren Schulen der Hauptstadt, und muß, so oft der **Magistrato della Riforma** es gut findet, die Schulen in den Provinzen visitiren. Endlich muß er allen Versammlungen beywohnen, welche die verschiedenen Fakultäten der Universität halten.

Der Assessor des Magistrats der Reforme, der alle drey Jahre abgewechselt wird, ist einigermassen der Justitziar und Fiskal der Universität. Er richtet in Civil- und geringern Kriminalsachen. Auch die Klagen, welche die Universität, oder die ge-

geringern Schulen gegen Leute, die Pensionen halten, gegen Hauswirthe, gegen Buchhändler, oder Kaufleute anbringen, kommen vor ihn. Von seinen Urtheilen kan nicht an das höchste Landgericht appellirt werden, es sey denn, daß die streitige Summe sich über 400 Lire beliefe. In schweren Kriminalfällen kan er die Beklagten gefänglich einsetzen lassen; aber der Prozes wird durch den königlichen Fiskal bey dem höchsten Landesgericht anhänglich gemacht.

Der Rektor der Universität wird alljährlich von dem König selbst ernannt, nicht aus den Professoren, sondern aus den jüngern Doktoren der drey Fakultäten. Zwölf Beysitzer der Fakultäten (Consiglieri) welche von sämtlichen Studenten gewählt werden, schlagen dem König vier Personen zum Rektorat vor, aus denen denn einer ernannt wird.

Der Rektor hat die Matrikel, schlichtet alle kleine Händel unter den Studenten, und bringt die Klage gegen strafbare an den Assessor. Um ein besonders Aug auf die Studenten zu haben, muß er täglich Vor- und Nachmittags, ausser in Ferien, sich auf der Universität einfinden. Die zwölf

Assessoren, oder Consiglieri, der Fakultäten sind ihm wegen der Aufsicht auf die Studenten zu Gehülfen gegeben. Von diesen wird hernach das Nähere gesagt werden.

Die Professoren sind, wie auf den deutschen Universitäten, in vier Fakultäten eingetheilet. Nach einem vierzehnjährigen Dienst kan ein Professor zum Veteran erklärt werden, und geniest alsdann ohne Arbeit die Hälfte seines Professorgehalts. Für die Theologie sind vier Professoren bestellt, einer für die Auslegung der h. Schrift, zwey für die dogmatische Theologie, die nach der Lehre des H. Thomas muß vorgetragen werden, und einer für die theologische Moral, oder vielmehr für die Gewissensfälle. Für die medizinische Fakultät sind fünf Professoren, ausser denen noch zwey für die Wundärzte, und noch ein ausserordentlicher von der letzten Klasse, der zugleich Wundarzt des grossen Hospitals ist.

So sind auch fünf Lehrstellen in der Juristenfakultät, eine für das kanonische Recht, zwey für das bürgerliche, eine für die kanonischen Instituzionen, und einer für die Instituzionen des Civilrechts.

In

In der philosophischen Fakultät sind 7 Lehrer; ein Professor der Logik und Metaphysik, einer für die Experimentalphysik, einer für die Moral, zwey für die Mathematik, einer für die lateinische, und einer für die italienische Beredsamkeit, welcher zugleich auch die griechische Sprache lehret.

Alle Lekzionen werden öffentlich gehalten, in den Stunden, die jährlich in dem akademischen Kalender angezeigt werden. Die Anzeige der Lekzionen verfertiget der Sekretär des **Magistrato della Riforma.** Jeder Professor hat fünf Viertelstunden Zeit für seine Lekzion, davon er drey zum Diktiren, und zwey zur Erklärung des Diktirten anwenden soll. Jeder muß seinen Kursus schriftlich aufsetzen, und wenn er selbst, Krankheit oder anderer Ursachen halben, seine Lekzionen nicht halten kan, so schickt er seine Papiere einem ausserordentlichen oder andern Professor, der die Lekzionen für ihn hält, und nach seinen Papieren sie den Studenten diktirt. Die Kursus sind nach der Weitläuftigkeit der Materien verschieden; z. B. der von der biblischen und dogmatischen Theologie ist von fünf Jahren, andre sind von drey, von zwey und von einem Jahre.

Kein Student wird aufgenommen, wenn er nicht mit gehörigen Zeugnissen von den Gymnasien versehen ist, und den Reformatoren liegt es ob zu verhindern, daß ganz arme und solche, die von ganz niedriger Geburt sind, angenommen werden. Doch ist deshalb für vorzüglich gute Köpfe ihnen eine Ausnahme zu machen erlaubt. Jeder Student muß, um irgend einen akademischen Grad, als Doktor, Lizenziat, Magister, zu erhalten, die gesetzmäßige Zeit auf der Universität studirt haben, denenjenigen, die auf Gymnasien der Provinzen schon einige zum Unterricht der Universität gehörigen Theile studirt haben, werden ein Paar Jahre dafür erlassen.

Jede Fakultät macht einen besondern Körper der Universität aus, aus deren Vereinigung das Ganze erwächst. Zu einem solchen Körper gehören erstlich die Professoren derselben Fakultät, dann noch 30 Doktoren, die erst zwey Jahre, nachdem sie den Gradus angenommen haben, sich zur Aufnahme in die Fakultät melden können, und endlich die Studenten. Jedes dieser vier Kollegien der Fakultäten hat seinen Prior und drey Räthe. Ersterer wird vom König selbst ernannt, die andern werden

werden von den Studenten erwählt. Jede Fakultät kan besondre Statute für sich machen, dem Prior jeder Fakultät liegt es besonders ob, darauf zu sehen, daß die Gesetze in Ansehung seiner Fakultät genau beobachtet werden. Bey den verschiedenen Prüfungen der Studenten hat er den Vorsitz; er setzt die Zeit der Prüfung an, schreibt die Materien dazu vor, und hat dabey besonders Achtung zu geben, daß die Professoren die Prüfung mit der erforderlichen Schärfe anstellen.

Endlich wird auch aus der medizinischen Fakultät das Protomedicat bestellt, ein Kollegium, welches die Oberaufsicht über die Ausübung der Arzney- und Wundarzneywissenschaft hat, die Apotheken jährlich zweymal visitiret u. s. w.

In den sämtlichen königlichen Staaten kan sich niemand als Baumeister, oder Feldmesser brauchen lassen, der nicht auf der Universität die Mathematik studirt und nach ausgestandner Prüfung eine Bestallung von dem Magistrat der Reformatoren bekommen hat. Auch darf bey schwerer Strafe keiner die Grenzen seiner Kunst überschreiten. Den Agrimensori ist nicht erlaubt die Geschäfte der Misuratori zu treiben, und diese dür-

sen sich nicht mit Geschäften abgeben, die den Architetti zukommen.

Die zur Universität gehörigen Personen geniessen ansehnliche Vorrechte, unter andern auch dieses besondere, daß ihnen bey Vermiethung der Wohnungen allemal der Vorzug muß gelassen werden, wenn sie eben die Miethe anbieten, die der vorige letzte Miether bezahlt hat.

Jeder Professor kan einmal eine Stelle in dem Kollegium der Provinzen, von dem ich sogleich sprechen werde, vergeben, und der, welcher fünf Jahre im Amte gestanden hat, erlangt dadurch das Vorrecht, das sonst nur der Adel hat, ein Fideikommiß zu stiften. Dieses Vorrecht erlangt auch der, welcher zehn Jahre lang Mitglied einer der Fakultäten gewesen ist.

Mit der Universität ist auch das Kollegium der Provinzialstudenten verbunden, eine besondere Stiftung, die ihr eigenes ansehnliches Gebäude hat, darin arme Studenten aus den Provinzen frey unterhalten werden.

Die Konstituzionen dieser Universität haben mich merkwürdig genug gedünkt um hier angeführt zu werden. Sie rühren gröstentheils von dem

König

König Viktor Amadeus her. Der letztverstorbene König hat noch einiges darin verändert und hinzugesetzt, und im Jahre 1772 sowol die Konstituzionen, als die besondern Verordnungen des Magistrats der Reformatoren, durch den Druck bekannt machen lassen. Aus dem, was ich selbst bey der Universität gesehen habe, urtheilte ich, daß die Gesetze streng beobachtet werden.

Mir gefällt vorzüglich an dieser Einrichtung, daß die Professoren fast aller Nebengeschäfte entladen sind, und also Zeit und Aufmerksamkeit ganz allein auf ihre Lekzionen verwenden können. Sie sind übrigens so gut besoldet, daß sie ganz anständig davon zu leben im Stande sind.

Von dem Museum und der Bibliothek haben andre Reisende so viel geschrieben, daß mir wenig darüber nachzuholen bleibet. Wegen des erstern will ich nur anmerken, daß die wenigen alten Monumente, die aus den Ruinen der nicht vor langer Zeit entdeckten Stadt Industria hervorgezogen worden, in Absicht auf die Vollkommenheit der Kunst unter die vorzüglichsten Ueberbleibsel des Alterthums zu rechnen sind. Nur Schade, daß es meist blosse Fragmente sind. Unter diesen sind

zwey

zwey von ehemals herrlichen Werken. Ein kleines Bruchstück eines Kopfes von gegossenem Metall, das die Nase, die Augenbraunen und die Unterlippe enthält, und ohne Zweifel von einem **Jupiterskopf** von hohem Styl weit über Lebensgrösse ist. Das andere ist ein Fus eines metallenen Pferdes von grosser Schönheit in Lebensgrösse. Für die ägyptischen Alterthümer ist bey dem Museum ein besondres Zimmer, darin die berühmte **Tabula Isiaca** das Hauptstück ist. In eben dem Zimmer befindet sich eine weibliche Büste von Basalt, auf der einige Karakter eingegraben sind, die nach **de Guignes** Meynung die Uebereinstimmung der Aegyptischen Schrift mit der Schinesischen beweisen soll. Mir schien sowol die Arbeit an dieser Büste, besonders aber die Art der Karaktere, das Alterthum dieses Stücks verdächtig zu machen.

Für die Bibliothek sind jährlich 2700 Lire bestimt. In einem besondern dazu gehörigen Zimmer wird ein sehr schönes gemaltes **Herbarium** aufbehalten, darin alle in dem botanischen Garten gezogene Pflanzen, unter der Aufsicht des berühmten **Allione**, mit grossem Fleis gezeichnet und gemalt werden. Gegenwärtig ist

die

die Samlung dieser Abbildungen schon auf etliche 20 Bände in Folio angewachsen. Sie wird aber noch immer vermehrt, so wie der Garten neue Pflanzen bekomt, der Maler, der die meisten dieser Abbildungen gemacht hat, heist **Pegroleri**, arbeitet jezt wenig mehr, geniest aber doch ein Jahrgehalt vom König. Das Werk wird jezt von einem jungen Maler fortgesezt, den jener hiezu angezogen hat.

Bey dieser Gelegenheit wil ich noch anmerken, daß der hiesige botanische Garten, der einen Theil der Gärten des alten königlichen Lustschlosses **Valentino**, das unweit der Stadt liegt, ausmacht, nicht nur an Pflanzen sehr reich, sondern in seiner Einrichtung ganz vortreflich ist.

Unter den besondern zum Studiren gehörigen Einrichtungen hat auch folgende mir ausnehmend gefallen, daß kein Knabe im ganzen Lande in die lateinischen Schulen angenommen wird, eh er nicht in einer sogenanten Trivialschule, ausser dem Lesen und Schreiben, in der grammatischen Kentnis der italienischen Sprache ist unterwiesen worden. Nichts ist ungereimter, als daß man den Kindern die so nöthigen

Kennt-

Kentnisse des Grammatischen der Sprachen an den alten, ihnen noch völlig fremden und unbekanten Sprachen zuerst zeigen wil.

Ich weiß nicht, ob ich die Turinische Gesellschaft der Wissenschaften auch unter die öffentlichen Anstalten rechnen soll; denn eigentlich hat sie von einer öffentlichen Anstalt nichts als den Namen, da der König bis jezt ihr weder eine Verfassung, noch Geseze, noch einen Rang, noch Einkünfte gegeben hat. Diese Gesellschaft hat eigentlich folgenden Ursprung. In den Jahren 1756 und 1757 war der damals noch sehr junge, jezt als einer der ersten Mathematiker dieses Jahrhunderts berühmte la Grange Professor an der königl. Artillerieschule zu Turin. Unter seinen Zuhörern befanden sich auch der Graf von Saluzzo und der Chevalier de Foncenex, zwey vorzüglich für die höhern Wissenschaften gemachte Köpfe; diese, nebst dem Hrn. Cigna, jezigem Prof. der Anatomie, einem scharfsinnigen Naturforscher, kamen oft zusammen, um allerhand physische Versuche zu machen, und sich über physische und mathematische Materien zu unterhalten. Der

jetzige

jezige König, damals Prinz von Piemont, hatte von den Bemühungen und Zusammenkünften dieser jungen Gelehrten gehört, und interessirte sich gleich dafür und ermunterte sie zur Fortsezung derselben. Nachdem sie im Jahre 1759 eine Samlung einiger merkwürdigen Aufsäze unter dem Titel Miscellanea societatis privatae Taurinensis herausgegeben hatte, ward ihr von dem verstorbenen König der Titel einer königlichen Gesellschaft der Wissenschaften beygelegt. Dieses ist aber alles, was bisher der Hof für dieselbe gethan hat. Es läst sich vermuthen, daß von gewissen Geistlichen, denen an Aufklärung des menschlichen Geistes wenig gelegen ist, unter der Hand die Hinternisse in den Weg gelegt werden, die der Aufnahme dieser Gesellschaft entgegen sind.

Diesen Leuten muß man es auch zuschreiben, daß die Bücherzensur in den Staaten des Königs von Sardinien von äusserster Strenge ist. Es läst sich auch gar wohl begreifen, wie es ehedem an dem Turinischen Hofe zur Staatsmaxime geworden, sich den Pabst zum Freunde zu machen. Die Maxime scheint geblieben zu seyn,

ob,

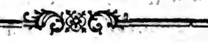
obgleich der Einfluß dieses Haupts der Kirche auf die grossen politischen Geschäfte ziemlich schwach geworden ist. —

Zu Turin sind die Wissenschaften in weit grössrem Flor als die schönen Künste, die hier, wenn man etwa die Musik ausnehmen will, wenig bedeuten. Gegenwärtig ist kein Maler da, der einen Namen hätte, und selbst die Anzahl recht guter Gemälde ist hier nicht groß. Bildhauer, von denen etwas zu erwarten wäre, sind nur zwey, **Collini**, der wegen seiner feinen Ausarbeitung am meisten geschäzt wird, und **Bernes**, den ich dem vorigen weit vorziehen würde, ob man gleich hier viel weniger aus ihm macht. Seine Bilder sind voll Geist und Ausdruck. Die Gebrüder **Galliani**, die berühmtesten Theatermaler in Italien, sind bekant genug. Liebhaber der alten Kunst finden bey dem Kommandör **Gelaso** eine schöne Samlung alter geschnittener Steine, deren Besizer sich ein grosses Vergnügen macht sie zu zeigen.

Von

Von den sämtlichen Staaten des Königs von Sardinien auf dem festen Lande hat man eine schöne Karte, die (ohne das Titelblat) aus fünf Blättern besteht, deren jedes 6 Fus lang und 13 Zoll hoch ist. Sie ist schon im vorigen Jahrhundert gestochen, aber erst neulich vermehrt und verbessert unter folgendem Titel wieder abgedruckt worden: Carta corografica degli Stati di S. M. il Re di Sardegna data in luce dell' Ingegnere Borgonio nel 1683. correlta ed accresciuta nell a. 1772.

Reise
von
Mayland bis an den Fus des Gotthard.



Ich hätte meinen Weg auf dem Lago Maggiore nehmen, und bey dieser Gelegenheit die berühmten borromeischen Inseln, nach denen so mancher Reisender einen Umweg nimmt, sehen können; allein da ich bedachte, daß an einem mitten im Wasser liegenden, in Terrassen ausgehauenen Felsen doch nichts merkwürdiges zu sehen seyn mögte, als die sehr mühsame Arbeit, und eine weiter nichts auf sich habende Kunst, zog ich den Weg über Como vor. Weil aber die Strasse meistens tiefer ist, als die daran stossenden Aecker, so hat man keine Aussicht. Hie und da sind breite hohe Boorte neben dem Weg mit Holzung besetzt, weil es dem Land an Wäldern fehlt. Aber, so wie man sich Como nähert, bekömmt man schöne Aussichten; denn nun fängt das Land an uneben zu werden. Man kömmt neben schönen und fruchtbaren Hügeln vorbey. An diesen sieht man die herr-

lich-

lichsten Kastanienbäume von erstaunlicher Dicke und Höhe. Ich schätzte die meisten am Stamm etwan eine Elle über die Erde acht Fus dick; aber es waren auch noch dickere. Gegen Mittag kam ich nach Como.

Diese kleine Stadt liegt an dem mittäglichen Ende eines viele Meilen langen, aber schmalen, zwischen ziemlich hohen Bergen sich durchschlängelnden Sees. Hier ist die Ablage der aus der Lombarden nach Helvezien und zum Theil auch nach Deutschland gehenden und von da nach Italien einzuführenden Waaren, und ist die Stadt schon aus dieser Ursache lebhaft. Die umliegende Gegend ist höchst angenehm, besonders an der Mittagsseite, wo die Berge nur noch Hügel von geringer Höhe, aber desto grösserer Fruchtbarkeit sind. Längs den beyden Ufern des Sees werden die Berge gegen Rhäzien, oder Graubündten, hin allmählig höher, so wie sie sich von der Stadt entfernen; aber an der nordwestlichen Seite des Sees ist das nah an der Stadt liegende Ufer sehr schön und fruchtbar.

So wie man aus Como heraus ist, geht der Weg gegen die Schweitz hin über einen höhern

und ziemlich steilen Berg. Zur linken Hand des Weges hat sich ein eben nicht wasserreicher Bach sein Beet ausgehöhlt und läuft mit sanftem Geräusch über viele Felsen herunter. Ich glaubte an diesem Bach noch Reste der Kunst zu sehen, womit diese Kaskaden vermehrt worden. Dieses macht die ziemlich steile Strasse sehr angenehm, und ergötzend war mir dabey die Vorstellung, daß der jüngere Plinius, der, wie bekannt, in der Nähe dieses Orts einen Landsitz hatte, hier oft dem Gemurmel dieser kleinen Wasserfälle mit eben der angenehmen und ruhigen Empfindung, die ich nun selbst hatte, mögte zugehört haben.

Wenn man über den Berg weg ist, so bleibt das Land immer schön, mit Hügeln und Thälern, beyde sehr fruchtbar, abwechselnd. Die meist an Bäumen aufwachsenden, und von zwey nahen Bäumen in Festone zusamengezogenen Weinranken dienen diesen ohnedem herrlichen Gefilden noch zu grösserer Zierde, besonders da ihr starker Wuchs und die grossen und fetten Blätter das Gefühl der Fruchtbarkeit des Landes mit ins Aug schicken. Zu einem ruhigen und stillen Landsitz würde man schwerlich irgendwo eine schönere Gegend finden, als diese ist.

Nach

Nach etwa drey Stunden von **Como** aus kömmt man aus dem Mayländischen heraus in die sogenannten welschen Vogteyen der helvetischen Kantone. **Mendrisio** ist der erste den Schweizern zugehörige Ort. Ich weiß nicht, ob es Täuschung oder Wirklichkeit ist, aber ich glaubte deutlich zu merken, daß ich in ein freyeres Land kam, wo das Volk nicht gedrückt wird und deutliche Spuren eines grösseren Wohlstandes anzutreffen waren. Und doch ist die hiesige landvögtische Regierung, wie ich gewiß weiß, eben nicht die beste. Doch ist der Unterthan, der sich vor Rechtshändeln hüten kan, und nichts Gesetzwidriges unternimmt, allemal sicher, das, was er erwirbt, ruhig zu besitzen.

Den übrigen Weg von **Mendrisio** bis **Codelago** muste ich im Dunkeln machen, weil mich die Nacht überfallen hatte. Er war doch nicht ohne Annehmlichkeit, weil damals die Luft mit einer Menge fliegender Johanniswürmer angefüllt war, die ein angenehmes, sanftblitzendes Licht von sich gaben.

Codelago, oder eigentlich **Cota di Lago** ist ein offener Ort an einem See, der **Lago de Lugano** genannt wird. Hier muste ich meinen

mayländischen Fuhrmann wieder zurückschicken, weil ich nun die Reise über das Gebirg nicht anders als zu Pferde fortsetzen konnte. Ich miethete ein Schif, um mich nach **Lugano**, welches an der andern Seite des Sees liegt, herüber zu bringen. Die Fahrt war angenehm und dauerte nur drittehalb Stunden. Unterweges sah ich doch noch eine Anhöhe an dem Fus der diesen See einschliessenden Berge mit Olivenbäumen bepflanzt, die ich, seitdem ich aus der Grafschaft **Nizza** heraus war, nirgend gesehen hatte. Aber die Schiffer sagten mir, daß sie selten und sehr wenig trügen.

Lugano ist eine volkreiche, sehr artige kleine Stadt am nördlichen Ende des erwähnten Sees, der von diesem Orte seinen Namen hat. Der Ort ist nicht nur wegen des Passes und der Niederlage der aus und nach Italien durchgehenden Menschen und Waaren, sondern auch wegen der Fruchtbarkeit der herumliegenden Hügel und der Betriebsamkeit der Einwohner sehr lebhaft, und der Sitz des Landvogts. Man kan nichts Angenehmeres und Fruchtbareres sehen, als die längs diesem nördlichen Ufer des Sees durch eine ziemlich weite Streke hinlaufenden Hügel, besonders bey der jetzigen

Jahreszeit (im Jun.) da das ganze Pflanzenreich in seiner grösten Pracht erscheint. Wenn man dieses und die grosse Menge guter Künstler und andrer berühmten Leute bedenkt, die dieses kleine Land hervorgebracht hat, so sollte man auf die Vermuthung gerathen, daß die Natur hier auf eine vorzüglich vortheilhafte und kräftige Weise wirke. Seit mehr als zweyhundert Jahren haben sich von dieser Gegend aus sehr viele fürtrefliche Köpfe von Gelehrten und Künstlern durch Italien verbreitet, denn in diesem Ländchen selbst sind für solche Köpfe keine Aussichten.

Der Gasthof, in dem ich abtrat, ist das Haus, wo der gröste Theil der von den Kantonen, zur Beendigung der von den landvögtlichen Gerichten an sie ergangenen Appellazionen und Schlichtung andrer Geschäfte, jährlich hieher geschickten Gesandten einkehrt. Die meisten dieser Gesandten, besonders die aus den katholischen Kantonen, haben die Gewohnheit, daß sie zum Andenken ihre Wapen und Namen auf grosse Tafeln gemahlt in diesem Hause zurücklassen. Jeder Gesandte bekommt zu dieser Reise einen sogenannten Vorreuter, der auf der Reise in der Liverey des Kantons vor

 dem

dem Gesandten bereitet, und die Dienste eines Staatsboten vertritt. Auch diese, um ihren Herren nichts nachzugeben, lassen ihr Andenken hier an den Mauern einer offenen Gallerie des Hauses zurück, da sie einen Mann zu Pferde mit seinem Livreemantel malen, und ihren Namen, nebst der Anzeige des Jahrs, wo sie da gewesen, darunter setzen lassen. Eine besondere und seltsame Aeusserung der Eitelkeit und Ruhmsucht, die auch für die untersten Klassen der Menschen ihre Reize hat. Es scheinet mir, um der menschlichen Eitelkeit doch Gerechtigkeit wiederfahren zu lassen, nicht ganz unwichtig, bey dieser Gelegenheit anzumerken, daß sie doch immer mit einer Art Bescheidenheit verbunden ist. Denn meistens ist jeder damit zufrieden, daß er sich unter Menschen von seinem Stande, so gering er auch ist, auszeichne. Es befriediget insgemein den Bedienten, wenn er für einen Bedienten vom ersten Rang angesehen wird. Der Handwerksmann will sich nur über andere seines Standes, der Kaufmann über andere Kaufleute, der Gelehrte über andere Gelehrte u. s. f. etwas erheben. Selten geht die Eitelkeit so weit, daß sich einer um mehr als Eine Stufe über seinen

Stand

Stand empor zu heben suchte. Also kan man doch einigermaassen sagen, daß überhaupt jeder mit seinem Stand zufrieden sey, wenn er nur so weit kommt, daß er an den nächst darüberstehenden grenzet. Auf diese Weise geniest auch der geringste Stand der Menschen das, was Ehre und Rang schmeichelndes haben, so gut als der erste. Ich vermuthe, daß ein schweizerischer Vorreuter, da er seinen Namen hier auf der Mauer geschrieben sieht, eben das Vergnügen geniest, das der erste Heerführer haben würde, wenn er auf dem Schlachtfeld, wo er einen Sieg gewonnen, seinen Namen auf einem Monument würde eingegraben sehen.

Ich muste in **Lugano** Reit- und Packpferde miethen, um über das Gebirg zu kommen, und sie sind hier sehr theuer. Von hier bis **Altorf**, den Hauptort im Kanton **Uri**, sind 30 Stunden Weges, oder etwa 15 deutsche Meilen. Für diesen Weg hatte ich fünf Pferde nöthig, für die ich 17½ Dukaten, ungefähr 50 Rthlr. erlegen muste. Gleich nach Mittag trat ich meine Reise an, um noch heut bis **Bellinzona** zu kommen.

Der Weg dahin ist wirklich von romantischer Schönheit, obgleich hie und da etwas beschwerlich. Erst über die hinter Lugano liegenden Hügel, hernach durch fruchtbare Thäler und Wege von den herrlichsten Kastanienbäumen beschattet. Hier sah ich an mehr als einem Orte Szenen, die mich auf einen sonderbaren Gedanken geführt haben. Mir kam es bisweilen an ganz ebenen, mit hohen und sehr waldigen Bäumen besetzten Plätzen vor, als wenn ich mich in einer sehr grossen gothischen Kirche befände. Zwey weit auseinander stehende Reihen solcher Bäume schlossen in einer beträchtlichen Höhe ein spitzig zulaufendes Gewölb, gerade wie die gothischen Gewölber grosser Kirchen sind, und der weite Raum zwischen diesen Bäumen schien mir das Schif der Kirche; wieder zwey andere, weiter rechter und linker Hand entfernt stehende Reihen solcher Bäume bildeten die beyden Abseiten, und das hintere gegen einen Berg stossende, insgemein dunkle Ende dieser Alleen stellte den Chor einer solchen Kirche vor.

Ich konnte mich nicht enthalten mich selbst zu überreden, daß entweder dieses die Originalmuster seyn müsten, daher die gothischen Baumeister die

Ideen

Ideen zu ihren grossen Kirchen genommen, oder daß die, welche diese Bäume gepflanzt, diese Pläze nach der Form solcher Kirchen eingerichtet haben; so offenbar schien mir die Aehnlichkeit beyder Gegenstände. Das erstere war mir wahrscheinlicher; denn es erklärte mir nicht nur den Ursprung der zugespitzten Gewölber, sondern auch die Verzierungen, so wol dieser Gewölber, als der ebenfalls zugespitzten Bogen über die Hauptportale solcher Kirchen. Diese Bogen bestehen meistentheils aus einer Menge erhobener runder Glieder, die mit den von beyden Seiten zusammenstossenden schlanken Aesten der Bäume grosse Aehnlichkeit haben. Hiebey fiel mir auch noch ein, wie so viel alte Völker dergleichen dunkele und zu feyerlich andächtigen Empfindungen einladende Haine, nicht ohne einen natürlichen Wink, zum Ort ihrer gottesdienstlichen Gebräuche gewählet haben.

Wenn man durch einige kleine Thäler ist, muß man wieder an einem ziemlich wilden Berg in die Höhe. Hier sah ich verschiedene Arten wilder Bäume, die mir durch die Lombardey nicht zu Gesichte gekommen waren, darunter der Wacholderbaum und die Stechpalme (Aquifoli-

um.)

um). Von dieser Höhe komt man, etwa eine halbe Stunde vor Bellinzona, in ein weiteres Thal herunter, das sich beym Anfang des langen Sees, oder Lago Maggiore, in die schönen Ebenen des nördlichen Theiles vom Herzogthum Mailand öfnet. Mitten durch dieses Thal fliest der Ticino, der gedachten See bildet. Die Aussicht über dieses Thal ist von der Höhe herunter sehr reizend. Um sieben Uhr traf ich in Bellinzona ein.

Dieser Ort kan als das Thor angesehen werden, wodurch der Paß über den Gotthardsberg verschlossen werden kan. Er liegt nicht nur in dem Thal, durch welches der vom Gotthard herunterkommende Ticino in die Ebenen der Lombardey herausfliest, sondern er versperrt auch dieses durch fast unübersteigliche Berge eingeschlossene Thal gänzlich, indem er quer über dasselbe geht. Man sieht gleichfals deutlich, daß der Ort in dieser Absicht, vermuthlich schon von den Römern, gebaut worden, weil dazu gerade die Stelle des Thales ausgesucht worden, wo es am engsten ist, indem ein hoher und steiler Hügel an dem Ticino einen Theil der Breite des-

sel-

selben einnimt. So wol dieser, als noch zwey andere der Stadt zur Seite liegende Hügel, sind mit guten Forts versehen, so daß hier mit wenig Mannschaft und Geschüz der Paß dem grösten Heer könte versperrt werden. Der Ort gehört den drey Kantonen **Uri**, **Schwyz** und **Unterwalden**, und ihr Landvogt hat hier seinen Siz. In **Merians Topographie** ist er genau abgebildet, wie man ihn von der Nordseite, oder vom **Gotthardsberg** herkommend, sieht.

Am zweyten Junius reisete ich von **Bellinzona** nach **Airol**, zwölf Stunden weit. Die Tagreise war etwas stark, aber wegen der ungemeinen Mannigfaltigkeit der Gegenstände, die man sieht, wegen der Seltenheit und Schönheit einiger dieser Gegenstände sehr angenehm. Der ganze Weg geht durch ein enges, zwischen sehr hohen Bergen eingeschlossenes, erst allmählig, hernach aber schneller und steiler in die Höhe steigendes Thal, durch welches der **Ticino** bald etwas ruhiger fliest, bald stürmend und wild herabrauscht. Das Thal ist fast durchaus sehr fruchtbar, enthält eine Menge Dörfer, starke

fröh-

fröhliche und kühne Einwohner. Von den Bergen stürzen sich viel kleinere und beträchtlichere Bäche herunter, einige viel hundert Fuß hoch, so daß man hier Wasserfälle von vielerley Gestalten, darunter einige von unvergleichlicher Schönheit sind, zu sehen bekömt.

Von **Bellinzona** aus ist das Thal ein Paar Stunden Weges noch an tausend Schritte breit, und hebt sich ganz sanft. Der **Ticino** hat da ein ziemlich breites Beet und kristalklares Wasser. Das Thal besteht aus herlichem Wiesen- und Ackerland, und überall trift man schöne Kastanien- Walnuß- und Obstbäume an. Hie und da sieht man an den Anhöhen kleine Dörfer, auch viel einzele Kirchen und Kapellen. Die Berge, zwischen denen man eingeschlossen ist, sind sehr steil, werden allmählig, je weiter man ins Thal heraufkomt, höher, und sind hier meist noch durchaus mit Kastanien bewachsen. Von dem gemeinen Nadelholz, das einen etwas kälteren Himmelsstrich verlangt, ist hier noch nichts zu sehen. An einem Orte, etwan eine Stunde über **Bellinzona**, muste ich eine ganze Weile stille halten, weil ich mich an dem Berg,

an

an dessen Fuß der Weg lag, nicht satt sehen konte. Diesen hatte die Natur selbst in mannigfaltige hohe und breite Terrassen abgetheilet. Jede Terrasse war ein besondrer Felsen, als wenn er durch Kunst nach Lineal und Winkelmaas wäre behauen worden; aber nur die senkrecht herunter gehenden Seiten waren kahl. Der obere Theil, die Terrasse, oder Platteforme war mit dem schönsten Rasen belegt, den zerstreuete Kastanienbäume beschatteten. Jede dieser vielfältigen Terrassen schien ihre eigene Annehmlichkeit zu haben. Der reizende Morgen und die reine Bergluft, die den Sonnenschein heller, und die Farbe des Himmels etwas dunkler oder blauer macht, trugen auch das ihrige bey, die so mancherley andern angenehmen Eindrücke noch mehr zu würzen. Es schien mir, als wenn ich auf einmal wieder gesund worden wäre.

Bey Pulegio theilt sich dies schöne Thal in zwey Aeste. Der eine zieht sich nordostwärts gegen Graubündten hin, der andere gerade nordwärts. Hier erfuhr ich eine artige Wirkung des Wiederschalles. Zu meiner rechten Hand lag das nach Nordost gehende Thal, gerade vor mir

das

das andere, und linker Hand hatte ich die Berge zur Seiten, an deren Fuß der Ticino fließt. Hier hörte ich nun auf einmal ein schönes und nicht unharmonisches Geläut der Glocken einer Kirche, und sah mich nach dem Berge zu meiner linken Hand um; denn daher kam meiner Schäzung nach der Klang. Da war aber keine Spur von einer Kirche, noch von andern Gebäuden zu sehen. Mein Wegweiser sagte mir, daß in dem Thale rechter Hand ein grosses Dorf liege, von dem dieses Geläut komme. Also hörte ich den Klang nicht, da er gerad aus dem Thal nach meinem Ohre kam, sondern erst, nachdem er an dem Berge linker Hand angeprellt war und von da wieder zurück kam.

Hier fängt nun das dem Kanton Ury unterworfene Livinerthal (Valle Levontina) an, das allem Ansehen nach seinen Namen von den alten Leponziern, die, nach dem Cäsar und Plinius, in diesem und andern benachbarten Thälern gewohnt, behalten hat. Pulegio ist der erste dazu gehörige Ort. Bey diesem Dorfe geht der Weg eine ziemliche Strecke lang unter einer angenehmen Decke von Weinreben weg.

Hier

Hier wird, wie in der Lombarden, der Weinstock auf den Acker gesezt, und um dessen Nuzung von Getreide nicht zu verhindern, wird er in der Höhe in Festone gebunden. Hier aber, wo die Weinreben zu beyden Seiten der Strasse dichter gesezt sind, werden sie in der Höhe überall ausgebreitet, und bilden eine gerade gestreckte Decke, wie die Decke eines Zimmers; und unter dieser reitet man hinweg. Auch sah ich hier Bienenstöcke, die ersten, die mir seit langer Zeit zu Gesicht kommen waren.

Das Thal wird nun immer enger und steigt auch merklicher in die Höhe. Seine gröste Breite ist nun nicht mehr über 500 Schritte. Hier sah ich die ersten Tannen, die mir jenseit der Alpen vorgekommen waren, und auch verschiedenes in Deutschland gewöhnliches Gesträuch, als Haseln, Weißdorn, Hartriegel, Spiehlbaum, Holunder u. d. gl. Es schien mir, als wenn ich hier zuerst über die Grenzen von Wälschland herausträte.

Gegen Mittag kam ich in ein kleines, aber sehr lebhaftes Dorf Giornico, bey welchem das Thal sehr eng wird. Ich wunderte mich, daß

ich an einem so kleinen und so tief in den Alpen liegenden Orte bey meinem Mittagsessen so reinlich und so sehr gut bedient ward. Ich kostete hier einen sehr guten und feinen Wein, der an dem **Lago Maggiore** wächst. Hier ist sehr wenig Land zur Kultur übrig. An dem Fus der Berge, wo diese nicht gar zu steil sind, haben die Einwohner noch Gärten, etwas Weinbau und einige Wiesen. In der Nähe dieses Ortes ist ein herrlicher Wasserfall, der sich selbst zu unterst an dem Fus des Berges, durch die Gewalt des lezten 80 bis 100 Fus hohen Falles, ein weites Becken in den Felsen ausgegraben hat.

Gleich über diesem Ort ist das Thal beynah durch die zusammenstossenden Berge versperrt, und würde es ganz seyn, wenn nicht der hier gewaltigrauschende Ticin sich ein Beet ausgehölt hätte. Der Weg geht an der Höhe neben dem Fus und ist hier steil und beschwerlich. Weiterhin öfnet sich das Thal um etwas weiter. Hier trift man ungeheuer grosse vom Berge abgerissene Stücke Felsen an, deren ein einziges zu Erbauung mehrerer Häuser genug Steine geben würde. Ich vermuthe, daß dergleichen an den

Ber-

Bergen Ossa und Pelion in Thessalien häufig liegen müssen, und daß dieses zu der Fabel der himmelstürmenden Giganten Gelegenheit gegeben habe. Das Volk, das nicht tief in die Natur forschet, bildet sich bey solchen Szenen leicht etwas übernatürliches ein. Hievon trift man auf dem Weg über den Gotthard auch Proben an. Nicht weit von der Teufelsbrücke liegt gleichfals ein so ungeheurer Felsenklumpen am Weg, den, nach der Sage der dortigen Einwohner, der Teufel von einem Berg abgebrochen hat, um damit seine Brücke, wegen eines Verdrusses, den man ihm wegen derselben gemacht, wieder einzuwerfen. Aber ein Heiliger verhinderte es durch eine Beschwörung. Die Fabel wird nie so berühmt werden, als die von den Titanen, ob sie gleich weniger ungereimt, und übrigens gerade desselben Ursprungs ist.

Noch weiter hinauf hat das zwar immer schmale Thal fürtrefliche Wiesen, und nehmen die Berge schon die eigentliche Alpenart an. Das ist, sie sind nicht so dicht mit Bäumen und Gesträuch bedeckt, und haben hie und da weite, freye, mit Gras bewachsene Plätze zu Viehweiden,

den, welche die Leute Alpen nennen. Es ist angenehm vom Thal aus so hoch in der Luft weit ausgebreitete Weiden zu sehen, und auf denselben grosse Heerden Kühe, die das Aug kaum noch erblicket, und, wenn sie sich nicht bewegten, für Steine halten würde. Auf diesen Weiden stehen viel zerstreute, wegen ihrer mehreren Grösse etwas kenbarere Hütten, darin Milch aufbehalten und Käs gemacht wird. Man komt noch durch einige Dörfer. An den Häusern der an diesem Weg liegenden Dörfer sieht man zwey ganz entgegengesezte Bauarten; Häuser durchaus von wohl über einander gelegten und in einander verbundenen Steinen, trocken, das ist ohne Kalk, aufgemauert; andere ganz von Holz aus über einander gelegten Balken.

Gegen Abend kam ich an ein angenehm gelegenes, und sehr wohl, auch weitläuftig gebautes Haus, das ich erst für ein Landhaus eines Reichen ansah. Es war aber ein Zollhaus. Fremde bezahlen hier einen ziemlich starken Zoll, der für eingebörne Schweizer nur sehr gering ist. Um diese Gegend wird der Weg wieder steil und wild, und der Ticin stürzt sich mit einem

Brau-

Brausen und einer Gewalt, welche den Begrif der Wuth erweckt, tief zwischen Felsen herunter. An ein Paar Orten wird der Paß neben diesem Strom sehr eng. Von hier aus wird das immer mehr in die Höhe steigende Livinerthal wieder angenehmer, und endigt sich endlich bey dem Dorf, oder Flecken Airol (Ariolo, Arielo) der unmittelbar am Fusse des Gotthards liegt; denn hier bekömt dieses Gebirg erst den eigentlichen Namen. Obgleich Airol im Thal und am Fuß des Berges liegt, so ist der Ort doch schon zwischen 4 und 5000 Fuß höher, als das Meer, oder die ebenen Flächen der Lombardey gegen Venedig hin. Ich kam mit anbrechender Nacht hier an.

Reise
über den
Gotthard nach Luzern.

Am dritten Junius that ich die beschwerlichste und gefährlichste der vielen Tagereisen, die ich bisher gemacht hatte, und ich werde lang daran denken. Der ganze Weg von Airol bis oben auf den Gotthardsberg ist fast durchgehends sehr steil. Gegen halb sechs Uhr des Morgens ritt ich aus, und immer so gerad in die Höhe, als ob ich eine Treppe hinaufritte. Auf der ersten Stunde trift man noch überall Holz an, schöne Lerchen- und Tannenbäume, die aber allmählig niedriger werden, und endlich sich ganz verlieren. Der übrige Theil des Berges ist alsdann kahler Felsen, hie und da, wo sie nicht zu steil sind, mit einer Decke von Gras und Kräutern überzogen.

Um sieben Uhr langte ich bey dem Schnee an. Nun hatte ich noch eine Stunde lang, oder etwas darüber zu steigen, und sah vor und um mich nichts, als eine weite Wüste von tiefem Schnee,

der

der 20 bis 50 Fus hoch die Gegend bedeckte. Der Theil des Berges, der so mit Schnee bedeckt war, ist noch immer eine Art von Thal, aber steil wie ein Dach; denn zu beyden Seiten erheben sich Berge von kahlen Felsen in die obere Luft. Durch dieses steile mit Schnee bedeckte Felsenthal stürzt der Ticino, in einem engen tief in die Felsen ausgehöhlten Beet, sehr rauschend herunter, und läuft in so viel Krümmungen, daß man oft darüber muß. Jetzt war der Strom mit allen seinen steinernen Brücken verschneit und nur hie und da sichtbar. Man kommt einigemal darüber, ohne es zu wissen, weil der aufgehäufte Schnee statt einer Brücke dienet. Also reitet man über Schnee weg, der in der Tiefe kein Fundament hat, worauf er ruhet. Stürzte dieses Schneegewölb ein, so würde man tief in einen Abgrund versinken, durch den ein reissender Strom herunterstürzt. Das beste dabey ist, daß der Reisende seine fürchterliche Lage selten sehen kan. Doch kommt man auch auf Stellen, wo sie nur zu deutlich in die Augen fällt, wo man den Strom tief unter sich neben dem Weg hat, und dann etwas weiter hin in ein hohes Gewölb von blossem Schnee über den Strom ge-

 schla-

schlagen hineinsieht. Unter diesem Gewölbe sieht man den Strom, wie aus einer dunklen Höhle, herausstürzen, und die Vorstellung, daß man nun über dieses so gebrechliche Gewölb von Schnee herüber reiten müsse, macht in der That schwindelich.

Zu dieser Gefahr kommt noch die von den Schneelawinen, die bisweilen von der Höhe herabrollen, und Alles, was sie antreffen, mit sich fortreissen. Ich habe an ein Paar Orten noch Ueberreste solcher Lawinen angetroffen, die vor kurzem heruntergestürzt und neben dem Wege liegen geblieben waren.

Der Weg über diesen Schnee hat nur dadurch einige Festigkeit, daß der Schnee durch das Eintreten dichter zusammengeballt und also fest geworden ist. Weil aber bey dieser Jahrszeit die Sonne schon ihre volle Kraft hat, so wurde der Weg hie und da schon weich, und die Pferde traten oft tief hinein. Es ist merkwürdig anzusehen, wie diese Thiere, wenn sie etwas eingesunken sind, sogleich die Gefahr empfinden, und mit Vorsichtigkeit sich wieder heraus zu helfen suchen, um sich nicht durch allzulebhafte Bewegung noch tiefer in den Schnee hinein zu arbeiten. Das Pferd, worauf ich ritt,

war

war etwas lebhafter als die andern, und bestrebte sich in solchen Fällen zu stark, daher es einigemale tief hereinsank. Dieses machte mir das Reiten zu beschwerlich, und ich entschloß mich zu gehen, so schwach ich auch war. Aber auch dieses ward mir sehr sauer, und ich fiel oft um, wenn ich selbst etwas tief eintrat, und lag in dem Schnee. Nach einem mühseligen zwey Stunden langen Weg über den Schnee kam ich endlich gegen neun Uhr auf der obersten Höhe des Weges bey den Kapuzinern an, wo ich mich etwas ausruhete. Es sind hier zwey Häuser. In dem einen wohnen zwey Kapuziner, welche die Durchreisenden von einigem Ansehen beherbergen. Das andere ist ein Gasthof für Reisende von geringerem Stande, besonders für Säumer, oder solche, die auf Pferden, die hier Saumrosse (Chevaux de Somme) genannt werden, Waaren fortschaffen. Mir begegneten viel Säumer auf dem Weg, und ich lernte, aber zu spät, von ihnen, wie man sich diese Reise über den Schnee erleichtern könne. Jeder Säumer geht mit einem Spaten vor seinem Pferde her, und wo er den Schnee weich, oder eingetretene Löcher darin findet, füllt er den Weg mit frischem

Schnee aus, den er fest einstampft, und so sinken seine, wiewol schwer beladenen Pferde selten ein.

Diese oberste Höhe bey den Kapuzinern ist dennoch nur ein Thal; denn zu beyden Seiten erheben sich hohe Berge von kahlen Felsen; *) aber das Thal ist ziemlich weit. An demselben liegen nah an den Kapuzinern einige Seen. Aus einem derselben fließt der Bach, der nachher zum Ticino wird, gegen die Mittagsseite herunter; aus einem andern ein ähnlicher Bach nach der Nordseite. Dieser wird hernach zu dem Fluß Reuß, welcher sich im Kanton Bern in die Aare, nicht weit von ihrem Einfluß in den Rhein ergießt. Aber jetzt waren diese Seen nicht zu sehen, weil alles tief unter dem Schnee lag.

Ich

*) Diese hohen Gipfel muß man besteigen, wenn man sich einen rechten Begrif von den Alpen in ihrem Zusammenhang machen will. Sie sind nicht unersteiglich, wie einige geglaubt haben: denn sowol auf die Sella als auf den Blauberg kann man, freylich nicht ohne Beschwerlichkeit, kommen, und hat dann daselbst eine der prächtigsten Aussichten bis nach den Savoyischen Gletschern des Montblanc hin. Um sich einen deutlichen Begrif von dem Zusammenhang der Berge dieser Gegend zu machen, kann man Scheuchzers Karte, die er in seinen Itineribus alpinis bekannt gemacht, berathen.

W.

Ich will hier noch anmerken, daß diese Höhe bey den Kapuzinern gerade der Punkt ist, wo die deutsche und welsche Sprache zusammenstossen. Das Dorf Airol, von dem ich jetzt herkam, bedient sich noch der letztern, und das nächste, dahin ich nun im Heruntersteigen kommen sollte, ist schon deutsch. Zwar verstehen und sprechen die Einwohner des Livinerthales fast durchgehends das Deutsche auch, aber unter sich sprechen sie welsch; und so verstehen die ersten Dörfer an der andern nördlichen Seite auch noch die welsche Sprache, obgleich die Deutsche ihre eigentliche Muttersprache ist.

Hieraus läst sich, wie ich denke, ziemlich deutlich abnehmen, wie in den alten Zeiten allmählig die Deutschen immer tiefer gegen Süden hin, die Welschen ihrerseits immer tiefer nach Norden in diese Berge hineingedrungen, bis sie endlich auf der obersten Höhe auf einander gestossen sind. Es läst sich aber vermuthen, daß die alten Lepontiner vor den Deutschen sich bis hieher ausgebreitet und sich selbst hier Grenzen gesetzt haben, weil sie gegen Norden herunter den Weg durch Felsen versperrt gefunden. Denn ostwärts

vom

vom Gotthard, in Graubündten, wo es leichter war gegen Norden weiter vorzudringen, erstreckt sich auch die welsche Sprache viel weiter gegen Norden hin, nämlich bis nah an die Hauptstadt Chur; woraus abzunehmen, daß die alten Thuszier eher in dies Land gedrungen, als die Deutschen von der andern Seite dahin gekommen sind, denn es ist natürlich, daß der, der zuerst kömt, am weitesten vorrücke. Aber ich komme wieder auf die Fortsezung meiner Reise.

Ich muste nun von den Kapuzinern ab wieder nordwärts so herunter steigen, wie ich an der Mittagsseite heraufgekommen war, und hatte etwa noch anderthalb Stunden über den Schnee zu gehen. *) Auch diesen Weg machte ich zu Fusse, lies mich aber, weil ich des Fallens müde war, führen. Der Weg geht doch nicht völlig so steil herunter wie auf der Mittagsseite, und ist

*) Diese Unbequemlichkeit, über den Schnee gehen zu müssen, dauert nur bis in den Monat August: denn nachher kann man die Reise von dem Hospizio der Kapuziner bis nach dem Dorfe Hospital, ohne den Schnee zu berühren, gut und sicher machen.

ist auch weniger gefährlich, weil man nicht so oft auf Schneegewölbern über die Reuß muß, die man meist allezeit zur rechten Hand behält. Doch fand ich mich gar sehr erleichtert, als ich das Ende des Schnees erreicht hatte, und wieder auf festem Boden tretten konte. Da sezte ich mich, sehr vergnügt diesen greulichen Weg endlich im Rücken zu haben, wieder zu Pferde, und lies mir so wohl seyn, als wenn ich über die schönsten Fluren ritt, ob ich gleich nichts als Felsen unter mir und neben mir und in der Höhe über mir sah. Gegen Mittag langte ich endlich in dem **Urseler Thal** in dem Dorf **Hospital** an.

Dieses so hoch auf den Alpen liegende angenehme und fast ebene Thal ist der Wohnsiz eines besondern, nicht zahlreichen Volkes, das, unter der Oberherschaft des Kantons Ury, fast einer völligen republikanischen Freyheit geniest. Das Volk wohnt in vier Dörfern, die in dem Thal zerstreut liegen. Das ganze Thal ist von allen Seiten solchergestalt mit hohen und steilen Bergen umgeben, daß alle Zugänge in dasselbe mit gar leichter Mühe jeder menschlichen Macht

kön-

könten verschlossen werden. Man kan nur auf vier Wegen, die gerade nach den vier Hauptgegenden der Welt gehen, aus diesem Thal wegkommen. Gegen Mittag hin über den Gotthardsberg; gegen Norden durch die Bergkluft herunter, welche die Reuß sich ausgehöhlt hat; gegen Abend über den Furka nach Wallis, und gegen Morgen über die Oberalp nach Rhätzien hin. Aber alle diese Wege sind so beschwerlich, und an verschiedenen Orten so enge, daß sie leicht gänzlich zu versperren sind. Auf den das Thal einschliessenden Bergen liegen die Quellen von vier beträchtlichen Flüssen; auf dem Gotthard die Quellen des Ticino und der Reuß; auf dem Furka die Quelle der Rhone, und nicht weit davon auch der Aare und hinten auf der Oberalp die Quelle des Vorderrheines.

Ein nachdenkender Reisender geräth hier in nicht geringe Verwunderung, in einem Thale, wo er weder Aecker, noch Bäume, noch sonst etwas zur Befriedigung menschlicher Bedürfnisse dienendes siehet, schöne Dörfer und in sehr gutem Wohlstand lebende, gemächlich wohnende und gut gekleidete Einwohner zu finden. In der

Thal

That haben hier die Menschen von allen Nothdürftigkeiten des Lebens nichts als Milch und Fleisch von ihrem Vieh. Alles übrige, bis auf das Brennholz selbst, muß sehr mühsam auf Pferden hergeholt werden; und doch ist alles wirklich zum Ueberfluß da, und in den Gasthöfen kan man so gut speisen, als in grossen Städten anderer Länder. Auch haben die Einwohner in ihrem ganzen Wesen weit mehr den Karakter wohlhabender Einwohner von Städten, als des bäurischen Landvolkes an sich, und die Vornehmern, denen die öffentlichen Angelegenheiten des Volks aufgetragen sind, haben, bey aller natürlichen Einfalt der hiesigen Sitten, weit mehr von dem vornehmen Bürger der Stadt, als von dem Landmann an sich. So weit geht die wohlthätige Wirkung der Freyheit und des völlig gesicherten Eigenthums!

Die Nahrungsquellen dieses Volkes sind die herlichen auf den Bergen zerstreuten Weiden, die gröstentheils dem ganzen Volk als gemeine Besizungen zugehören, und dann in dem Thal selbst die Wiesen, worauf das Winterfutter für das Vieh gewonnen wird. Jeder Einwohner

hat

hat das Recht so viel Vieh, als er von seinem eigenen Heu den Winter über füttern kan, den Sommer über auf die gemeinen Alpen zu schicken. Auch die, welche gar kein Eigenthum haben, geniessen doch einen Antheil an den Alpenweiden.

Der hier gewonnene Käs, welcher **Urseler Käs** *) genannt wird, ist von vorzüglicher Güte, und wird häufig nach Italien, besonders nach Neapel, verschickt, und von dort aus geht auch viel davon nach Spanien. Diese Waare und das zum Verkauf aufgezogene Vieh bringen den Einwohnern das nöthige Geld, um sich die ihnen fehlenden Bedürfnisse anzuschaffen.

Gegen zwey Uhr Nachmittag reisste ich von **Hospital** ab, nordöstlich durch das angenehme und

*) Da viele Berge zu dem Urserntһal gehören, und nicht alle von gleicher Beschaffenheit sind; so ist auch die Güte des Urseler-Käses verschieden. Der beste wird immer auf Oberalp, einem über dem Dorfe an der Matt erhabenen fruchtbarn Thale, wo sich auch ein sehr Fischreicher See befindet, gemacht. Er kömmt in vielem mit dem Emmenthaler-Käse überein, hat aber einen stärkern aromatischern Geschmack.

und ebene Urseler Thal, und gegen drey Uhr befand ich mich am Ende dieses Thales. Hier scheint der Ausgang aus demselben unmöglich, weil überall senkrecht in die Höhe steigende Felsenberge herumstehen. Nur die Reuß hat gegen Norden sich einen engen Durchgang zwischen hohen Felsen durchgegraben. Weil sie aber keine Ufer hat, und zwischen diesen Felsen, als durch einen Kanal läuft, so kan man da nicht herauskommen. Daher hat hier ein Weg mitten durch einen an die Reuß stossenden Felsen durchgehauen werden müssen. Er ist nur 80 Schritte lang, gerade so weit, daß zwey Pferde vor einander vorbey können, und so hoch, daß der Reuter mit dem Kopf nicht an das Felsengewölb anstößt. In der Mitte ist eine kleine Seitenöfnung gegen den Fluß, um dem Gang etwas Licht zu geben.

Ein grösserer Kontrast ist vielleicht in der Natur nicht zu sehen, als den hier die beyden Szenen machen, die man disseits und jenseits dieses nur 80 Schritte langen Durchgangs sieht. Ehe man durchgeht, befindet man sich in einem ebenen, mit schönen Fluren angefüllten, stillen, sehr angenehmen Thal, einem Wohnsitz, der

die Empfindung der sanftesten Ruhe erwecket. Ist man jenseit durch diesen Gang heraus, so hat man auf einmal eine Szene vor Augen, die nicht brausender, noch fürchterlicher erdacht werden könte; das tobende Geräusch eines ziemlich wasserreichen, sich in unzähligen Absäzen tief abstürzenden Flusses; eine sehr enge und fürchterlich tiefe Felsenkluft; hundert gespaltene und dem Ansehen nach den Einsturz drohende Felsen; einen in den perpendikular in die Höhe gehenden Felsen eingehauenen, hoch über den Abgrund, wodurch der Flus sich so wütend herunterstürzt, gleichsam in der Luft schwebenden Weg, und endlich eine schmale, hoch über eben diesen Abgrund gehende Brücke.

Dieses ist die sogenante **Teufelsbrücke**, über die man weg muß, um auf den gedachten, an dem Felsen eingehauenen Weg herüber zu kommen. Man wird mitten auf dieser Brücke von dem tobenden Geräusch des Wassers betäubt, von der Höhe schwindelnd, und von dem in Staub zerschmetterten und sich in der Luft herumtreibenden Wasser ganz nas. Das Gräuliche dieser Szene ist über alle Beschreibung, und

 man

man begreift kaum, wie Menschen es haben unternehmen können, sich einen Weg hier durch zu bahnen.

Von hier aus hat man ungefähr noch fünf Stunden, fast in gerader Linie und meistentheils ziemlich steil herunterzusteigen, ehe man auf die Ebene an dem Fus des Berges komt. Der Weg geht durch eine Kluft, die der Flus mit der Länge der Zeit sich durch diese Berge ausgehöhlt hat; denn nur das Beet des Flusses trennet die gegen einander über liegenden Berge, deren Gipfel überall viel 100, an einigen Orten bis an 1000 Fus über das Beet des Flusses erhaben und meistentheils sehr steil sind. Der Weg läuft an diesen Bergen ziemlich hoch über den Flus, bald an dem linken und bald an dem rechten Ufer desselben hin, und haben an vielen Orten die Felsen müssen weggehauen werden.

Man hat also die Reuß beständig dicht neben dem Weg unter sich, und hört das starke Geräusch, und sieht die mannigfaltigen Wasserfälle des über die Felsen herunterströmenden Wassers. Hieraus sollte man einen traurigen und finstern Weg vermuthen; allein, er hat doch seine grossen

Annehmlichkeiten. Eine Menge Wasserfälle, bald rechter bald linker Hand des Weges, die von beynah unabsehbaren Höhen herunterstürzen, verschiedene Dörfer und einzele Hütten am Wege machen ihn doch ergötzend; denn an einigen Orten sind die Berge, zwischen welchen man heruntersteigt, weniger steil, oder haben an ihren abhangenden Seiten von Natur gebildete Terrassen, und wo dergleichen sind, da stehen auch Häuser, oder gänze Dörfer, so daß das Aug immer Abwechselung genug hat.

Bey Gestinen, einem Dorf eine Stunde unterhalb der Teufelsbrücke, traf ich blühende Kirschbäume an. Dieses Dorfe liegt am Eingange eines am linken Ufer der Reuß gegen Abend in die Gebirge hineinlaufenden Thales, aus dessen anliegenden Bergen schöne Kristalle gegraben werden. *) Unterhalb diesem Dorfe trift man immer mehr

*) Dieses Thal läuft gegen dem Schock der Grimselberge hin, ziemlich parallel mit dem Urserntbal und ist zu hinterst mit schönen Gletschern bedeckt. Die Granitgebürge desselben verbergen grosse Reichthümer von Kristallen, insonderheit die Felsen, die diese zwey Thäler von einander scheiden, wo reiche

mehr und mehr an den Bergen wachsende Holzungen an, da weiter oben die Berge fast ganz kahl sind.

An ein Paar Orten komt man neben sehr engen und tiefen in den Seiten der Berge ausgehöhlten Klüften vorbey, durch welche sich Bäche herunterstürzen. Aus diesen Klüften blasen beständig kalte Winde gegen den Weg heraus, die von dem herunterstürzenden Wasser verursachet werden. Ohne Zweifel haben dergleichen Winde die Gelegenheit zu Erfindung der durch herunterfallendes Wasser wirkenden künstlichen Gebläse gegeben.

Gegen Abend, als ich über die Hälfte dieses Weges herunter war, fieng es an sehr warm zu werden. Mein Fahrenheitisches Thermometer stand auf 71 Grad. Dennoch traf ich, da ich nur etwa noch eine halbe Stunde von dem Dorf

Q 3 am

reiche Schätze von schwarzen Kristallen oder sogenannten Rauchtopasen sind gefunden worden. Die neben diesem Thal befindliche Kristallhöle auf Sandbalm hat Andreä beschrieben. Das Thal und das zu hinterst in demselben liegende Dorf werden Gestinenalp genannt.

W.

am Stäg *) entfernt, folglich beynah den Weg herunter war, noch auf eine grosse Brücke von Schnee, die über einen starken seitswärts aus dem Berg herausströmenden Bach gieng. Mein Wegweiser, der vor mir her ritt, wolte hier über den Schnee wegreiten, weil wirklich ein Weg über denselben gebahnt war; allein das Pferd weigerte sich hartnäckig diesen Weg zu nehmen. Der Reuter brauchte Gewalt und spornte aus allen Kräften, aber der Gaul bäumte sich auf, und wolte durchaus nicht fort. Endlich gab der Reuter nach, ritt etwas tiefer an der Seite des Baches hinein und da war eine steinerne Brücke darüber geschlagen. Als ich über die Brücke ritt, sah ich, daß das, was ich vorher blos für einen festen Klumpen Schnee angesehen hatte, ein hohes, nur etwa noch eine Elle dickes Schnee-

gewölb

*) Noch hieher Stäg hat der Liebhaber der Mineralogie ein Alaunwerk im Graggerthal zu besehen, wohin man von der gemeinen Strasse ab über die Reuß, ohne einen grossen Umweg zu machen, geht. Die daselbst befindlichen Felsen bestehen fast ganz aus Alaunschiefer, der auf dem Orte selbst in Röstbaufen, welche mit Dachungen geschirmt sind, kalzinirt wird. Das Werk ist seit einiger Zeit etwas ins Stecken gerathen.

W.

gewölb war, unter dem der Bach wegrollte. Es erschreckte mich daran zu denken, daß wir hier aller Wahrscheinlichkeit nach unglücklich geworden wären, wenn das Pferd meines Begleiters nicht klüger als der Reuter gewesen wäre. Das Schneegewölb würde, da es schon so dünn war, unfehlbar unter uns eingestürzt seyn.

Dieses war der lezte gefährliche Schritt auf dem sonderbaren Wege, den ich heut gemacht; denn bald nachher kamen wir ganz auf die Ebene herunter, wo ich wieder Wiesen und eine Menge schöner Obstbäume antraf. Nach sieben Uhr langte ich glücklich am Stäg an, das gerade vor dem Eingang des Schlundes liegt, durch welchen ich heruntergekommen war.

Ich kan mich nicht enthalten, eh ich die Alpen verlasse, noch ein Paar allgemeine Anmerkungen über die Reise durch solche hohe Gebirge zu machen. Seitdem ich in meiner Jugend eine Reise durch die Alpen gemacht, habe ich oft gedacht, daß der, welcher nie in solchen Gebirgen gewesen ist, das Grosse, das Wunderbarste und Merkwürdigste in der leblosen Natur nicht gesehen habe; und jezt bin ich wieder

aufs neue in dieser Meinung bestärkt worden. Alle Begriffe von Macht und Grösse und unwiderstehlicher Gewalt, die man sich bey Gelegenheit der menschlichen Anstalten gemacht hat, verschwinden hier, wie Wasserblasen; und von den grossen Veranstaltungen der Natur zur allgemeinen Oekonomie des Erdbodens bekomt man da ganz andere Begriffe und Einsichten, als durch langes Forschen und Studiren im Kabinet. Diese Anmerkungen scheinen mir einiger Entwickelung werth zu seyn.

Die ersten Begriffe von Macht und Grösse, die wir uns bilden, entstehen insgemein aus Betrachtung dessen, was die Menschen thun könten, wenn tausende derselben, unter der Leitung eines kühnen, oder scharfsinnigen Kopfes, ihre Kräfte zu einem grossen Zweck vereinigten. Eine solche Macht scheint uns das höchste zu seyn, was wir uns an Kraft und Wirkung vorstellen können. Wenn sie auf Zerstörung, oder Eroberung ausgeht, so muß alles vor ihr weichen, und wenn sie es unternimt, dauernde Werke zu stiften, so scheint sie der Natur Truz zu bieten. Wüste Länder werden zu herrlichen und frucht-

baren Wohnsizen; grosse Städte und prächtige Gebäude werden, wie durch eine Schöpfung, hervorgebracht, und sezen den, der sie in der Nähe sieht, in Erstaunen. Das Donnern und die unwiderstehlich scheinende Gewalt des Geschüzes, die Kriegsheere und Kriegsflotten sind ungefähr das Höchste und Gröste, das die Menschen insgemein sich denken können.

Mir fiel es gar oft während meines Zuges über die Alpen ein, gewisse Wirkungen der Natur, die ohne Bestrebung, ohne ausserordentliche Anspannung ihrer Kräfte, gar leicht erfolgen könnten, gegen die vereinigte Macht, nicht nur Eines, sondern vieler Völker zugleich, zu halten, und da verschwand diese und ward augenblicklich in Nichts verwandelt. Ich stellte mir ein grosses Kriegsheer mit allen fürchterlichen Werkzeugen der Verwüstung versehen etwan in einem Bergthal gelagert vor, und dachte, wie schnell eine solche Macht, durch Einstürzen eines gegen das Thal überhangenden Gebirgs, völlig zernichtet werden würde; wie so gar nichts die vereinte Macht eines solchen Heeres gegen einen solchen gar leicht möglichen Fall ausrichten könnte. Da empfand ich, daß es

der Natur gleich leicht fallen würde, ein Heer Menschen, oder eine Fliege zu zerschmettern. Dergleichen Fälle von Einstürzen ganzer Gebirge können sich, sogar aus geringen Ursachen, zutragen, und haben sich in ältern Zeiten zugetragen, wie man überall in den Gebirgen deutlich wahrnehmen kan.

Eben so schnell könnten von den hohen Alpengebirgen Wasserfluthen herunterströmen, die ganze Völker von der Ebene mit allen Herrlichkeiten ihrer Werke wegspülen würden, wie ehedem durch die Sündfluth geschehen. Dazu wäre weiter nichts nöthig, als daß im Frühjahr, wenn alle Gebirge hoch mit Schnee bedeckt sind, dieser, durch einen warmen Wind, oder durch den Ausbruch unterirdischen Feuer, plötzlich in Wasser zerflösse. Hier liegt also ruhende, aber leicht in Bewegung zu setzende Macht, gegen welche die vereinigten Kräfte der Menschen gerade für nichts zu rechnen sind. Freylich kan nur der, welcher die Beschaffenheit der Gebirge genau beobachtet, sich einen deutlichen Begrif von solchen gewaltsamen Revoluzionen machen. Doch kan auch der, welcher die Gebirge nicht kennt, sich schon aus der Geschichte

schichte etwas davon vorstellen. Weit ausgebreitete Ueberschwemmungen und Verwüstungen ganzer Länder, dergleichen **Deukalions** und **Ogyges** Fluten gewesen, haben sich an vielen Orten zugetragen. Als Proben im Kleinen lese man, was **Bougner** in seiner Beschreibung von **Peru** von den Fluten sagt, die dort bisweilen vom Ausbruch feuerspeyender Schneegebirge entstanden sind. Von dergleichen Ausbrüchen der Gewässer ist es gekommen, daß alle ebnere Länder so hoch mit Schut von Sand, Erde und Steinen aufgeführt sind; denn, was ist der Boden, auf dem wir wohnen und auf dem unsre Aecker gebaut werden, anders, als ein aus den Gebirgen heruntergespülter Schut von eingestürzten Bergen? Dieser liegt an vielen Orten etliche hundert Fus hoch über den ursprünglichen natürlichen Boden erhöhet.

Angenehmer ist die Betrachtung über die zweyte vorher gemachte Anmerkung. Jedes hohe Gebirg ist ein Magazin, aus welchem der weise Schöpfer der Welt, durch sehr einfache, aber nie genug bewunderte Anstalten, nahen und fernen Ländern, Thieren und Pflanzen das wichtigste Bedürfniß, das Wasser, austheilet. Nichts müste

sie den Bewohnern der Ebenen unbegreiflicher seyn, wenn sie nachdächten, als das immerwährende Fliessen der Wasserquellen, und das beständige Fortströmen der Flüsse. Sie müsten bemerken, daß irgendwo ein unerschöpfliches Behältnis von Wassern seyn müste, aus dem Quellen, Bäche und Flüsse, die das Wasser in so ungeheurer Menge wegführen, empfangen.

Wer über hohe Gebirge gekommen ist, hat diese unerschöpfliche Wassermagazine gesehen, und auch wahrgenommen, daß sie deswegen unerschöpflich sind, weil sie selbst täglich aus der Luft mit neuem Vorrath angefüllt werden; und dann begreift er den immerwährenden Lauf der Flüsse leicht.

Auf den höchsten Gebirgen regnet es das ganze Jahr hindurch selten. Die Dünste fallen, wegen der auf diesen Höhen herrschenden Kälte, als Schnee herunter. Daher sind diese Gebirge das ganze Jahr hindurch mit einer unglaublichen Menge Schnee bedeckt. Den Winter über vermag die innere Wärme der Berge, von welcher Ursache sie herkomme, so viel, daß immer von dem Schnee, da wo er auf wärmere Stellen

auf-

aufliegt, etwas schmilzt und an den Felsen heraus rint. Im Sommer hat die Sonne so viel Kraft, daß sie täglich so viel, als es nöthig ist, schmelzen macht. Tausend kleine unter dem Schnee hervorrinnende Wasseradern sammeln sich allmählig in Bäche, und diese vereinigen sich von vielen Seiten her in Ströme, deren etliche endlich in einen grossen Flus zusammenstossen.

Man begreift leicht, daß dieses Schneemagazin nie erschöpft wird. So viel die Wärme täglich daran zerfliessen und herabrinnen macht, so viel ungefähr wird auch durch den aus der Luft herunterfallenden Schnee ersezt. Dieses allein wäre zum immerwährenden Fliessen der Bäche und Quellen schon hinlänglich; aber im Sommer komt noch Eine Ursache hinzu: Auf den hohen Bergen fält ein sehr reicher Thau, und selbst die Wolken, welche an den Bergen hangen, triefen beständig Wasser herab. Ich habe oft mit Verwunderung gesehen, wie in den Morgenstunden von jeder Pflanze auf den Gebirgen das Wasser herabtropft, dies macht den Boden überall nas. Etwas von der Nässe sammelt sich in kleine Wasseräderchen und fliest gleich

ab,

ab, um die kleinsten Bächelchen zu vergrössern; ein andrer Theil zieht sich in die Erde und rint in kleine Felsenhöhlen zusammen, woraus hernach beständige Quellen entspringen. Darum sind die Felsenberge überall gespalten, um das einrinnende Wasser durchzulassen.

Hieraus wird eine der wunderbarsten Anstalten der Natur ganz begreiflich. Man sieht zugleich den Grund und die Absicht von der erstaunlichen Höhe der Alpengebirge. Sie musten so hoch seyn, um die obere kalte Gegend der Luft zu erreichen, damit der Schnee darauf dauern konte. Man sieht, warum diese Berge in ihrer ursprünglichen Anlage von hartem Felsen sind; denn wären sie von Erde, oder weichem Gestein, so würden sie von den herunterströmenden Bächen allmählig abgespült werden, und endlich in niedrige Klumpen zusammensinken, und dieses müste eine allgemeine Verwüstung der Natur verursachen, weil alsdann auch erwähnte Wassermagazine aufhören müsten.

Ich könte noch mehr eben so deutliche Merkmaale einer höchst weisen, zur allgemeinen Oekonomie der Natur dienenden Einrichtung der

Ber-

Berge anführen, wenn ich Lust hätte weitläufig zu seyn. Dieses wenige ist hinlänglich zu zeigen, wie abgeschmackt und ungereimt einige für freydenkende Philosophen sich Ausgebende über die hohen Gebirge geurtheilt haben, wenn sie dieselben als Ueberbleibsel einer durch den Zufall verursachten Verwüstung des Erdbodens halten, oder, noch alberner, als Gegenstände beschreiben, welche die Natur verunzieren, und aus denen sie gern den Schlus ziehen mögten, daß ein blinder Zufall alles beherschet. Gerade das, was solche unphilosophische Träumer, die sich selbst für die einzigen ächten Philosophen halten, als einen unüberwindlichen Einwurf gegen die Weisheit der Einrichtung der Natur anführen, ist mir der lebhafteste Beweis des Gegentheils. So gründlich und reif ist die Einsicht dieser Leute in die innere Beschaffenheit der Natur.

Aber es ist Zeit, daß ich die Erzählung von meiner Reise fortseze. Ich hofte diese Nacht mich von der heutigen schweren Tagreise zu erhohlen, und freute mich nunmehr disseits der Alpen zu seyn, und weniger mühsame Wege vor mir zu haben; aber mein schleichendes Fieber

hatte

hatte sich heut stark vermehrt, und ich brachte die Nacht in Unruh und Verwirrung der Lebensgeister zu. Zum Glück hatte ich den folgenden Tag eine zum Ausruhen sehr bequeme Tagreise vor mir.

Der Weg von dem Dorf am Stäg nach **Altorf** geht durch ein ebenes breites Thal, wodurch die **Reuß** nach dem See der sogenannten vier Waldstädte, **Ury Schwyz Unterwalden** und **Luzern**, hinläuft und an diesem See endiget sich auch das Thal. Es ist sehr fruchtbar und hat besonders fürtrefliche Wiesen. Am Wege stehen viel schöne Obstbäume und herrliche Walnusbäume. Man sagt insgemein, daß der Walnusbaum keine andere Gewächse unter sich leide, und daß sein Schatten schädlich sey. Davon wird man hier nichts gewahr. Ich habe sogar auf diesem Wege einen mächtigen süssen Kirschbaum, von treflichem Stamm und schöner Krone angetroffen, der dicht am Stamm eines ebenfals sehr grossen Walnusbaumes emporstieg, so daß die Wurzeln beyder Bäume nothwendig durch einander musten geschlungen seyn.

Altorf

Altorf ist, wie bekannt, der Hauptort des Kantons Ury, wo die Regierung ihren Sitz hat; ein schöner Ort ohne Mauern, der aber wirklich viel gute und grosse öffentliche und Privatgebäude hat, und sehr schön gelegen ist. Man wundert sich doch, in einem sehr eingeschränkten Thal, ausser zwey grossen Dörfern, noch einen solchen Hauptort zu sehen, der Spuren von Reichthum zeiget. Dieses kan nun freylich nicht von den dortigen Landesgütern herkommen, die nicht einmal hinreichend seyn können, die beyden Dörfer dieses Thales mit hinlänglichen Lebensmitteln zu versorgen. Handlung ist auch sehr wenig, und von Fabriken gar nichts da. Was also Reichthum da ist, muß in fremden Kriegsdiensten erworbenes Vermögen seyn. Die vornehmen Familien haben immer jemand aus ihrem Mittel in französischen, spanischen, päbstlichen und andern Diensten. Die zu Hause an der Regierung sitzen, leben meistentheils von Pensionen des französischen Hofes. Diese werden bezahlt, damit der Hof, nicht nur die aus diesem Land im Sold habende Völker beständig ergänzen könne, sondern überhaupt, vermittelst des Einflusses, den die Vornehmen haben,

bey dem ganzen helvetischen Staatskörper willkühr-
lichen Einfluß behalte. Eben so hält es der fran-
zösische Hof mit den übrigen katholischen Kantonen.
Dieses macht, daß, vermittelst einer jährlichen
Summe von etwa 40000 Luisd'or, der König von
Frankreich von den katholischen Orten erhält, was
er in seiner Verbindung mit den Eidgenossen zu er-
halten wünschet.

Aber eben dieses hat eigentlich dem ganzen hel-
vetischen Staatskörper seine ehmalige Macht und
sein Ansehen benommen. Die katholischen Stän-
de haben, aus einem unglücklichen Mißtrauen ge-
gen die etwas stärkern und weit reichern reformir-
ten Stände, geglaubt, die Politik erfodere von
ihnen, sich sehr genau und eng an Frankreich zu
halten; und der Vortheil, den nun die an der Re-
gierung sitzenden Personen geniessen, da 100 Luis-
d'or in diesem Lande beynah schon hinreichen eine
ganze Familie das Jahr durch zu erhalten, hat
diese Verbindung noch enger und beynah unauflös-
lich gemacht. Daher ist es gegenwärtig fast un-
möglich, daß der helvetische Staatskörper je einen
Schluß fassen könnte, der dem französischen Hofe
mißfällig wäre.

Ich

Ich befand mich nunmehr in einem zwar sehr abgelegenen, durch beynah unzugängliche Gebirge von der Welt abgesonderten, einsamen und unerheblichen Winkel des Erdbodens, der aber durch ehmahlige, wahrhaftig bewundernswürdige Thaten berühmt worden, und jedem, der politische Freyheit zu schätzen weiß, verehrenswürdig seyn muß.

In Altorf nahm die gegenwärtige helvetische Freyheit und Unabhängigkeit ihren Anfang, und an, oder unweit dem See, über den ich jetzt fahren muste, liegen Oerter ehmahliger grosser Scenen, wodurch ein kleines, in seinen Kenntnissen und Sitten höchst einfältiges, dabey armes Volk sich, gegen die Bestrebungen einer grossen tirannischen Macht, in unumschränkte Freyheit und gänzliche Unabhängigkeit gesetzt hat. Ich war jetzt in dem Vaterlande eines **Tells**, eines **Walther Fürsts**, eines **Arnolds von Winkelried**, und anderer Männer, deren kühner Muth weniger glänzende, weniger gepriesene, aber nicht weniger grosse Thaten verrichtet hat, als **Agamemnon**, Ajax und andre homerische Helden. Ich gestehe, daß das Andenken der ehedem hier vorgefallenen Dinge mich mit Ehrfurcht für die kleinen Länder,

die ich heut betrat, oder in der Nähe neben mir sah, erfüllt hat. Dieses ist, dachte ich, wahrer klassischer Boden, nicht fabelhafter, sondern grosser wirklicher Szenen, deren herrliche Folgen jetzt, nach mehr als vier Jahrhunderten, die hiesigen Landeseinwohner noch in vollem Maasse geniessen.

In Altorf entließ ich die Pferde, die mich von Lugano hieher gebracht, und gieng zu Fus bis in das Dorf Fluelen, welches an dem See liegt. Ich hatte mein Gepäck dahin vorausgeschickt, und ein kleines Schif miethen lassen, das mich heute noch nach Luzern bringen sollte, welches an dem untern Ende dieses Sees liegt. Die Fahrt über diesen See kan in der ersten Stunde von Fluelen aus, bey entstehendem Wind, gefährlich werden, weil man wegen der völlig steilen Felsenküste nirgend anländen könnte. Nachher aber kan man, wiewol auch eben nicht wo man will, aber doch an gar viel Orten, anländen, von denen man fast überall, wo man die bevorstehende Gefahr zu merken anfienge, in kurzer Zeit einen erreichen könnte.

Ungefähr eine Stunde unterhalb Fluelen tritt von den steilen Bergen, die rechter Hand an dem

See

See liegen, ein flacher Felsen, wenig über das Wasser hervorstehend, etwas in den See hinein. An diesem Orte sprang der brave Tell von dem Schiffe, in welchem er gefangen sollte weggeführt werden, ans Land, und erstieg den unwegsamen Berg, wodurch er sich, und hernach durch die Folgen seiner Thaten das ganze Land, in Freyheit setzte. An diesem Orte ist dem Helden der Freyheit zu Ehren ein kleiner offener Tempel, des Tellen Kapelle genannt, erbaut worden. Ich stieg hier aus, um darin die Empfindung der Ehrfurcht für diesen Helden desto lebhafter zu fühlen. Die Kapelle ist gegen den See nur mit einem hölzernen Geländer, das jeder aufmachen kan, verschlossen. Inwendig sind an den Mauern Tells Thaten, und einige andre nachher dadurch verursachte Szenen gemalt. Es sind aber nur noch ein Paar ganz alte Gemälde, von denen eines die Schlacht bey Sempach vorstellt, übrig; die andern sind neuer; weil vermuthlich der Kalk auf den die ältern gemalt gewesen, heruntergefallen war. Es machte doch einen sonderbaren Eindruck auf mich, Gemählde von berühmten alten Thaten zu betrachten, und mich zugleich an dem Ort zu befinden, wo sie vor-

 ge-

gefallen waren, und das Lokal der gemalten Szene mit dem der Natur selbst vergleichen zu können.

Für einen Forscher nach den uralten Veränderungen in der Natur, wodurch die Oberfläche der Erde ihre gegenwärtige Gestalt erhalten hat, ist die Reise über den See höchst merkwürdig. Die Küste rechter Hand zeigt sehr hohe, meist ganz kahle, überaus steile, und an mehr Orten senkrecht aufsteigende Berge, an denen fürtrefliche Beobachtungen über die Bergschichten zu machen sind.

Ich komme auf eine herrliche Szene von ganz anderer Art. Gegen fünf Uhr landeten meine Schifsleute an dem linken Ufer bey einem einzeln stehenden Gasthof im Kanton **Unterwalden** an. *) Ich stieg etwas an den Berg heran, um die Aussicht über den See und das Land jenseit desselben freyer zu haben. Hier sah ich gegen mir über jen-

seits

*) Es ist ohne Zweifel die Treib, unten an dem Seelisberg, wo man in der That eine der angenehmsten Aussichten über Brunnen nach Schwenz und denen über diesem Hauptflecken emporsteigenden Schweizer-Hacken hat. Steigt man auf den Seelisberg selbst; so eröfnet sich daselbst eine vielleicht noch schönere Aussicht über Flüelen bis gegen Stäg hinein. W.

seits des Sees eine der herrlichsten Szenen, die mir jemals vor Augen gekommen sind. Vorher habe ich gesagt, daß der Ort, wo ich jetzt fuhr, mit hohen Bergen umgeben sey. Gerade dem Orte, wo ich jetzt stund, gegenüber war eine weite Oefnung zwischen diesen Bergen, und durch diese ward mir die freye Aussicht über den vornehmsten Theil des Kantons Schwyz verstattet, welcher gerade wie die Szene eines Theaters vor mir lag. Im Vorgrunde standen die beyden Berge, zwischen denen die erwähnte Oefnung war. Auf der Szene selbst erschien erstlich der grosse Flecken **Brunnen**, mit einer Menge in seinem Hafen liegender Kähne. Hinter diesen herrlichen Fluren, durch welche ein schlängelnder Fluß läuft, eine grosse Menge überall zerstreuter Landhäuser und um dieselben schöne Bäume; gegen den Hintergrund der Flecken Schwyz, mit allen weit um denselben verbreiteten Landhäusern, Kirchen und Klöstern, und hinter dem der erstaunliche, in zwey gewaltige Hügel abgetheilte Berg, der von seiner Gestalt der **Haken** genannt wird. Dieser machte mit dem neben ihm liegenden kleineren Bergen den hintersten Grund des Gemäldes aus. Ich habe nur die Hauptgegenstände genennet; aber von der unbeschreiblichen

Mannigfaltigkeit einzeler Gegenstände und dem lachenden Reichthum des Bodens und der bezaubernden Schönheit des Ganzen kan ich keinen Begrif machen. Die sich bereits neigende Sonne gab bey der hellesten Luft dieser Landschaft die vortheilhafteste Erleuchtung. In Merians Topographie von Helvezien ist eben dieses Gemälde auf dem Kupfer, das nach S. 38 folgt, abgebildet; aber aus einem höheren Standpunkt als der meinige war, daher die Gegenstände auf diesem Kupfer etwas mehr zerstreut sind, als ich sie gesehen habe. Dann sind seit den 120 Jahren, seitdem die merianische Zeichnung gemacht worden, eine Menge neuer Landhäuser aufgebaut, welche das Gemälde jetzt reicher machen. Von allen Aussichten, die ich jemals gesehen, erinnere ich mich dieser am öftersten, und allemal mit der süssesten Empfindung. Es kostete Mühe bey herannahendem Abend diese Gegend zu verlassen.

Der übrige Theil meiner Reise war ebenfalls reich an den herrlichsten Aussichten, die sich aber nicht beschreiben lassen. Um 9 Uhr, da es eben Nacht ward, langte ich glücklich in Luzern an, sehr vergnügt über die so wenig ermüdende, und doch so schöne, an mannigfaltigen Szenen reiche Tagreise.

Reise

Reise
aus der
Schweiz nach Deutschland.



30.

Von der Höhe des Albis hat man sehr weite und sehenswürdige Aussichten, die allein eine Reise von etlichen Tagen belohnen würden. Gegen Nordost, Nordwest und Norden übersieht man einen grossen Theil des Kantons Zürich, und noch über denselben hinaus die Höhen des Kantons Basel und Schafhausen und eines Theiles von Schwaben, die hohen Gebirge der Grafschaft Toggenburg und des Kantons Appenzell. Aber das schönste dieser Aussicht macht der Züricher See, den man gerade unter sich hat und beynahe nach seiner ganzen Länge übersehen kan. Am nordwestlichen Ende desselben fällt die Stadt Zürich selbst, in einer Entfernung von etwan anderthalb deutschen Meilen, ins Aug. Von da aus sieht man die beyden herlichen Ufer dieses Sees, mit einer unzähligen Menge Landhäuser und mit den schönsten Dörfern, die man irgend sehen kan, besezt. Neben den Ufern lie-

gen erst mäßige Hügel, grösten theils mit Weinreben bepflanzt; hinter und über diesen etwas höhere zu Ackerland, und dann wieder höhere von Weideland und Holzungen. Gegen Morgen hin sind auch diese noch mit mehrern, sich immer höher hebenden Bergen umgeben, bis sich endlich ihre Gipfel in den Wolken verlieren.

Sieht man nach der entgegenstehenden Seite des Berges, so hat man einen andern Theil des Kantons Zürich, fast die ganzen Kantone Zug und Luzern, die so genanten freyen Aemter und einen Theil des Kantons Bern, hinter diesen Ländern aber einen sehr langen Strich der Alpen mit den prächtigsten Schneegebirgen vor sich. Wer solche weitausgebreitete, mit so unbeschreiblicher Mannigfaltigkeit angefüllte Aussichten nie selbst gesehen hat, dem könte man unmöglich einen Begrif von der gleichsam bezaubernden Schönheit derselben machen.

Von diesem Berge geht die Strasse nach Zürich durch ein enges Thal, das zwischen eben diesem Berge und den längs dem Ufer des Sees hinlaufenden Hügeln liegt. Ob man gleich durch ein Paar Dörfer kömt, und eine Menge wohlgebauter Landhäuser, die nach Zürich gehören, und

und anderer den Landleuten eigenen Häuser antrift, so sieht man doch längs dem Albisberg hin verschiedene ins Wilde fallende und romantisch einsame und schöne Gegenden, davon einige dem berühmten und liebenswürdigen Dichter und Zeichner Geßner zu Originalen seiner poetischen Schilderungen und malerischen Zeichnungen gedient haben.

Je näher man gegen Zürich komt, je lebhafter wird die Strasse. Auf der lezten Stunde des Weges ist sie zu beyden Seiten fast durchaus mit Häusern besezt, deren schöne Lage, Bauart, Reinlichkeit und ganze Einrichtung etwas mehr als Wohnungen des Landmanns anzeigen. Man bemerkt nicht nur Wohlstand, sondern Reichthum an vielen dieser Häuser. Eben so sind auch die Dörfer, die längs den beyden Ufern des Sees liegen. An keinem Ort habe ich Landvolk angetroffen, dem man den Wohlstand, und so gar den Reichthum und Ueberflus deutlicher angesehen hätte, als diesem; und dadurch wird die ganze Gegend um Zürich herum, wenigstens auf eine Stunde Weges weit, gegen jede Seite hin, zu einer der herlichsten, die man sich in der Einbildungskraft vorstellen

kan,

kan. Um Genf herum ist die Gegend an Gärten und Gebäuden prächtiger; aber diese Gebäude sind da Landsize reicher Bürger der Stadt. Allein hier ist es der Landmann, der Unterthan der Republik selbst, der so wohnt und in solchem Wohlstand lebt.

Man kan auch dieses Landvolk eigentlich nicht für Bauern halten; denn obgleich sie sich etwas mit dem Landbau abgeben, so beschäftigen sich die meisten überdem noch mit Fabrikarbeiten für die Handlungshäuser der Stadt, andre sind Faktoren derselben, noch andre treiben für sich eine Art Handel, indem sie gesponnenes Baumwollengarn im Land aufkaufen u. s. f. obgleich das eigentliche Fabriziren und Handeln dem Landvolk in Zürich verboten ist.

Ich will hier überhaupt anmerken, daß in diesem, so wie in andern aristokratischen Kantonen der Schweiz, das Landvolk, das die Dörfer bewohnt, den Bauernstand ausmacht, der der eigentliche Unterthan des Landesherrn ist, ob er gleich grosse Freyheiten geniest. Aus diesem Stande kan keiner heraustreten, wie reich er auch mag geworden seyn. Nun haben Freyheit, fruchtbarer Boden, Arbeitsamkeit und Sparsamkeit

man-

manchen Landmann zum reichen Manne gemacht. Da solche Leute sich denn doch weder in der Stadt niederlassen, noch auf dem Lande so genante bürgerliche Nahrung treiben können, so bleiben einige bey ihrer ursprünglichen Lebensart und geben sich mit nichts als dem Ackerbau ab; andre suchen, so weit es ihnen erlaubt ist, etwan einen Handel mit Wein, Korn, u. s. w. anzufangen. Es giebt auch einige, die blos als Kapitalisten von den Zinsen ihrer Gelder leben. Verschiedene studiren die Arzneywissenschaft, und werden praktische Aerzte, oder Wundärzte auf dem Lande. Die Regierung hat auch einige Ehrenstellen für solche Leute offen gelassen. Einige werden Befehlshaber in der Landmiliz, andre Untervögte und Richter bey den Landvogteygerichten u. s. f. Unter diesem vornehmen Landvolke trift man oft Leute von feiner Lebensart und guten Kentnissen an. Ich habe einen gekant, der eine schöne Bibliothek und eine ansehnliche Samlung von Kupferstichen hatte, und dessen Lebensart weit über die gieng, die ich im Norden von Deutschland in mehr als einem adlichen Hause gesehen habe. Indessen schien mir, im Ganzen genommen, das Landvolk im Kanton

Zürich

Zürich doch nicht so wohlhabend, als das in dem deutschen Theil des Kantons Bern. Nur was längs der See wohnt, ist durchgehends wohlhabend, auch sogar reich.

31.

Von Wölflingen bis an die Thur, zwey Stunden weit, ist das Land zwar wegen der grossen Mannigfaltigkeit schöner Gegenden, da Höhen und Tiefen, Wiesen und Aecker, mit Weinbergen, Fluren mit kleinen Waldungen beständig abwechselnd, angenehm, aber etwas rauh. Ueberhaupt wird das Reisen in den ebenen Theilen der Schweiz dadurch ergözend, daß man sehr oft über Anhöhen, oder kleine Berge, komt, von denen auf alle Seiten hin sich weite Aussichten öfnen. Komt man wieder in die Tiefen, so verändern sich die Aussichten wieder, werden mehr eingeschränkt und auf eine neue Weise angenehm.

Wenn man über die Thur weg ist, so wird das Land allmählig besser. Man komt durch grosse und reiche Dörfer, in denen man wirklich schöne und auf städtische Art eingerichtete Häuser antrift, die an Orten, die ich nennen könte, die Wohnhäuser manches Landedelmanns weit

weit übertreffen. Gegen Schafhausen hin sind alle Hügel mit Weinreben bepflanzt, so daß man durch weite Strecken an dem rechten und linken Ufer des Rheins fast nichts als Weinreben sieht. Unten an den Weinbergen aber sind insgemein schöne Baumgärten mit Obstbäumen angelegt. Von dem Weinbau und Weinhandel hat auch die Stadt Schafhausen ihre meiste Nahrung.

Von Schafhausen bis Singen ist die erste Reichspoststazion. Das Land ist mittelmässig, hat wenig Weinbau mehr, doch angenehme und grosse Dörfer, abwechselnde Höhen und Tiefen, aber auch sehr viel Waldung. Es ist einem, der aus der Lombarden komt, doch sehr auffallend, wenn er in Deutschland noch so sehr viel dichte und schöne Wälder zu sehen bekömt. Ich vermute, daß dieser Anblick jedem in Italien gebornen und erzogenen Menschen überaus befremdend seyn müste, und wundere mich daher gar nicht, daß Tacitus Deutschland regionem silvis horridam genannt hat. Nach meiner Empfindung aber tragen mässige Waldungen nicht wenig zu der Schönheit und Annehmlichkeit eines Landes bey. Aber darüber wundere ich mich, daß man selbst in dem waldreichen Deutschland so oft über den

ein-

einreissenden und für die Zukunft noch mehr zu besorgenden Holzmangel klagen hört. Diese Klagen würde ein Welscher nicht ohne Lachen anhören können. Gewis ist es, daß in Italien sich ganze Provinzen blos mit dem Holze, was in Deutschland, selbst da, wo es schon theuer ist, weggeworfen wird, zur Feurung behelfen würden. Ich will zum Beweis dessen nur anführen, daß man in einer so grossen und volkreichen Stadt, als Mailand ist, kein anders Brenholz sieht, als Bündel von ganz dünnen Reisern. Wie selten das stärkere Holz sey, kan man daraus abnehmen, daß in jedem Bündel zwey oder drey Stücke gespaltenes Holz etwan einer halben Faust dick eingebunden werden, um ihm einiges Ansehen zu geben. Wüste man in Deutschland so wirtschaftlich mit dem Holz umzugehen, daß kein Zweig, der nur so dick ist, als der Kiel einer Schreibfeder, verloren ginge, so könten, der strengeren Winter ungeachtet, noch drey Viertel der Wälder ausgerodet werden, ohne daß man Mangel an Holz leiden würde.

32.

Von Ehingen bis Ulm ist der Weg sehr angenehm. Man komt über Anhöhen, von denen man die Aussicht über die herlichen Ebenen längs der Donau hat. So weit das Aug nur reichen kan, sieht man längs diesem Flusse die fettesten Wiesen und Aecker mit schönen dazwischen liegenden Dörfern. Man glaubt bey dieser herlichen Aussicht, die sich auf etliche deutsche Meilen erstreckt, die Fruchtbarkeit des Landes und den Wohlstand des Landmanns zugleich mit der Schönheit zu empfinden. Mir schien es gleichsam von Fett triefend, und ich glaube, daß wenig Länder in Europa sind, die diesen weiten Ebenen an der Donau den Vorzug der Schönheit und Fruchtbarkeit streitig machen können.

In Ulm lernte ich Herrn Schubart, den Verfasser der deutschen Chronik, einen jungen Gelehrten von sehr lebhaftem Geiste, kennen, dessen mir erwiesene ungemeine Gefälligkeit und Dienstfertigkeit ich zu rühmen Ursach habe. Nicht ohne Bewunderung sah ich hier die grosse Münsterkirche, eins der prächtigsten Gothischen Gebände, das mir mit weit mehr Geschmack, als

das berühmte Strasburger Münster, angelegt und ausgeführt schien. Die offene Halle vor dem Haupteingang hat wirklich wahre Grösse und Pracht, freylich weit von der edlen Griechischen Einfalt und den feinen Verhältnissen der Griechischen Baukunst entfernt, aber auch nicht so sehr wie andre Gothische Kirchen mit Kleinigkeiten der Zierraten überladen.

33.

Von **Ulm** bis **Günzburg** ist schönes ebenes Land, wodurch gute Chausseen angelegt, aber leider! nicht mit Bäumen besezt sind. Es ist mir nicht recht begreiflich, warum noch jezt, da man so durchgehends an Verbesserung und Verschönerung der Ländereien arbeitet, die Besezung der Landstrassen an so viel Orten noch versäumt wird, da man doch so wichtige Gründe dafür hat. Sie verschönert das Land; und mit Weiden, oder andern zum öftern Kappen dienlichen Bäumen besezte Landstrassen würden Holzungen entbehrlich machen. Wo aber das Brenholz im Ueberflus ist, da könten Eichen zur Mästlung der Schweine, oder Kastanien-Walnus- und Obstbäume zu noch vortheilhafterer Nuzung gepflanzt

wer-

werden. Freylich wär alsdann zu wünschen, daß ein Mittel könte ausgedacht werden, die so angepflanzten Landstrassen gegen feindliche Verwüstungen in Kriegszeiten sicher zu stellen. In dem alten Griechenland wär etwas von dieser Art leicht gewesen: man hätte eine so bepflanzte Landstrasse dem besondern Schuz einer Gottheit geweihet, und dieses würde sie beynahe völlig unverlezlich gemacht haben. Vortheile dieser Art sind noch das einzige Gute, das der Aberglaube mit sich bringet.

34.

In dem grossen Walde hinter Günzburg sind hie und da grosse freye Pläze, die zu fürtreflichen Wiesen zurecht gemacht sind, wo eine erstaunliche Menge Heu gewonnen wird. Wenn man aus dem Walde heraus ist, so befindet man sich auf einer fast unabsehbaren, wie mit der Wasserwage abgeebneten Fläche, die gröstentheils aus einem unangebauten Anger besteht, weil sie öfteren Ueberschwemmungen der Donau ausgesezt ist. Da durch einen sehr weiten Strich das Land aus fettem Leimboden besteht, so könten durch Dämme diese Ueberschwemmungen gehin-

dert werden. Alsdann wäre da ein herliches Land, das jezt nur schlecht genuzt wird, gewonnen, auf dem viele Dörfer könten angelegt werden. Ich halte es nicht mit den strengen Oekonomisten, die jedes Land so vollgepfropft von Menschen haben mögten, daß sie nicht anders als durch die strengste und mühsamste Arbeitsamkeit leben könten. Mich dünkt, daß zum guten und wünschenswerthen Leben, und ein anders solte man keinem Menschen zu geben wünschen, ein geringer Grad des Ueberflusses gehöre, damit man bisweilen einen Tag zum Vergnügen anwenden, oder an einem Tage das verzehren könne, was sonst zweyen bestimt wäre, ohne sich der unangenehmen Folge auszusezen, hernach so viele Tage, als man auf beschriebene Weise gelebt hat, zu hungern. Ich billige nicht einmal die stoische Art des Philosophen Kleinjogg, der seiner Familie an keinem Feyertag etwas zu gute that. Aber dann fehlt mir doch etwas, wenn ich schöne Striche Landes, oder doch solche, die gut werden könten, vernachlässigt sehe. Ich denke immer dabey, hier könten von so viel tausend Jünglingen und Mädchen, die gern heiratheten, wenn sie nur für sich und ihre künftige Familie

zu

zu leben hätten, so viel Paare noch ganz gemächlich leben. Dann jammert es mich, so viel Menschen nach einem nothdürftigen Eigenthum schmachten zu sehen, wenn ich weis, daß durch bessere Anstalten jeder ein solches haben könte.

35.

Bey Höchstädt überfiel mich ein schreckhafter Schauer als mir, da ich die Schönheit und Fruchtbarkeit des Landes überdachte, plözlich die erstaunliche Szene der Verwüstung einfiel, da zu Anfang dieses Jahrhunderts ein mächtiges französisches Heer die so berühmte Niederlage erlitten. Der Kontrast ist in vielen Dingen angenehm; dieser aber, da ich Wohlstand, Annehmlichkeiten des Landes, Frölichkeit der Einwohner, und wütendes Morden, Elend von aller Art, Verwüstung und Jammer mir neben einander vorzustellen hatte, war mir unerträglich, und ich suchte ihn durch andre Betrachtungen zu vergessen.

Nicht weit von Donauwerth fuhr ich vor einem Dorfe längs einer kleinen Erhöhung des aus vielen Steinen und Erde vermischten Erdreichs hin, wo ich dicht neben der Strasse, aus einem Weg von 150 bis 200 Schritten, eine Menge

von schönen Wasserquellen, deren Zahl gewis über 30 stieg, antraf. Man kan sich hieraus eine Vorstellung von dem Ursprung vieler Brunnquellen machen. Das Wasser, das vom Regen und Schnee auf das Land fällt, dringt durch das von so vielen Feldsteinen lockere Erdreich hinein, findet in einer gewissen Tiefe fetten Letten, der kein Wasser durchläst, sammelt sich da, und sucht durch den natürlichen Druck an den niedrigen Orten einen Ausgang, und so entsteht eine Quelle.

36.

Zwischen Roth und Nürnberg ist der Boden meist sandig, daher viele Fichtenwälder auf diesem Strich liegen. Hier traf ich von dieser Seite her die ersten Tabakspflanzungen an. Es wird ziemlich augenscheinlich, daß das Volk in Franken, im Feldbau so wol, als im Fabrikwesen, mehr Neues versuche, und überhaupt sich in mannigfaltigere Unternehmungen einlasse, als die Schwaben, welche mehr auf dem von alten Zeiten her gebahnten Wege fortgehen. Vermutlich hat die ehemals sehr ausgebreitete Handlung der Stadt Nürnberg diesen Geist des immer auf neue Weise wirksamen Fleisses in dem

Land

Land ausgebreitet. Dessen ungeachtet scheint überhaupt doch in Schwaben durchgehends mehr Wohlstand zu herschen, als in Franken.

Ich fand auf diesem Weg einige Leute beschäftigt das bey weitem noch nicht reife Getreid abzuschneiden, da es sich kaum zu entfärben angefangen hatte. Auf Befragen, warum sie die reife Aernte nicht abwarteten, sagten sie mir ganz gelassen, sie müsten es unreif nehmen, wenn sie es nicht gänzlich vom Wild abgefressen und verwüstet sehen wolten. Nicht weit davon fuhr ich neben Aeckern vorbey, die mit Ertoffeln angepflanzt waren, und die mir eben so trauriges Nachdenken verursachten. Auf dem ganzen Felde waren, wenige Schritte auseinander, kleine Stöcke in die Erde gestellt, und von jedem auf die nächst um ihn stehenden Faden gezogen, an denen dünne hölzerne Schindeln, Stücken zerbrochener Glasscheiben, Papier und Lappen überall angehängt waren, um das Wild von diesen Aeckern zu verscheuchen. Ein trauriger Beweis einer barbarischen Geringschäzung des Landmanns, der vielleicht jeden Thaler, den der Landsherr vom Verkauf, oder für seinen Verbrauch des Wildprets ziehet, mit zehn Thaler Schaden an

seinem Getreide und an verlorner Arbeit bezahlen muß; denn für den Zeitvertreib der Jagd könten Wildgärten eingehegt werden.

37.

Das Land um **Bamberg** gehöret unter die besten und fruchtbarsten Gegenden Deutschlands. Dennoch scheint das Landvolk in geringem Wohlstand zu leben; alles hat ein ärmliches Ansehen. Ausser den starken Abgaben, womit der Landmann hier beladen ist, muß er noch eine grosse Menge müssiger Geistlichen unterhalten, und muß bey dem reichen Ertrag seiner Aecker sich selbst sehr kümmerlich behelfen, weil die, deren Herschaft er unterworfen ist, gar zu viel davon für sich fodern. So ist der arme Landmann überall elend. In grossen Monarchien muß er von dem, was er mit saurer Arbeit gewint, erst das Kriegsheer, in kleinern aber eine Schaar müssiger Hofleute, oder noch müssigerer Geistlichen unterhalten, und nur was diese übrig lassen, kan er für sich nuzen. Ein gewisser Mann dieser Gegend, mit dem ich mich hierüber in Unterredung eingelassen hatte, schrieb die Armut des Landmanns der üppigen Lebensart der reichen Geistlichen zu,

de-

denen, wie er sagte, weder für ihre Nahrung, noch für ihre Kleidung und Geräthschaft nichts im Lande gut genug wäre, daher das Geld aus dem Lande gienge. Aber ich überzeugte ihn, daß das Uebel gar nicht von dem Ausgehen des baaren Geldes, sondern lediglich von der zu grossen Anzahl der müssigen Menschen im Lande herkomme. Bey denselben Abgaben, sagte ich, würde der Landmann gleich elend bleiben, wenn auch kein Kreuzer aus dem Lande gienge; die schweren Steuren, welche jezt den Landmann drücken, würden ihn eben so drücken, wenn auch alles Geld im Lande verzehrt würde. Denn, um es zu verzehren, müßten doch die Reichen, in deren Händen es sich befindet, eine Menge Menschen, entweder zu ihrer Aufwartung, oder zur Verfertigung entbehrlicher und nur zur Ueppigkeit dienender Dinge, um sich haben, deren Unterhalt doch immer dem Landmann zur Last fiele. Der ganze Unterschied würde blos darin bestehen, daß der Landmann den größten Theil seiner jährlich gewonnenen Landesgüter, die er jezt an Fremde verkauft, alsdann an Einheimische verkaufen würde, um das zu seinen Abgaben nöthige Geld dafür zu erhalten. Aber so-

wol in dem einen, als in dem andern Falle bleibet er gleich elend, da er das Seinige zum Unterhalt Anderer hergeben muß. Man seze, that ich hinzu, daß alle Domherren und andre reiche Geistliche, die jezt das Geld für fremde Weine und andre entbehrliche Dinge aus dem Lande schicken, aus dem Lande verbant würden, daß aber für jeden Verbanten 12 oder 15 Bettelmönche ins Land kämen, die sich mit dem, was sie im Lande haben können, behülfen, so würde doch die Last des Landmanns dieselbe bleiben, indem es ihm gleich viel ist, ob das, was man ihm abdringt, ein Bettler, oder ein Goldsticker bekomme.

Bamberg hat weitläuftige Vorstädte, darin meistens Gärtner wohnen. Diese ziehen nicht blos die gewöhnlichen Küchengewächse für die Stadt und die umliegende Landschaft, sondern eine Menge Süsholz, Anis, Fenchel und dergleichen Dinge, die in Menge aus dem Lande verführt werden.



Re-

Register

der in dieser Reise vorkommenden Gegenden und Oerter ꝛc.

Frey-

Register.

Nizza;

Register.

Vevay

Register.

